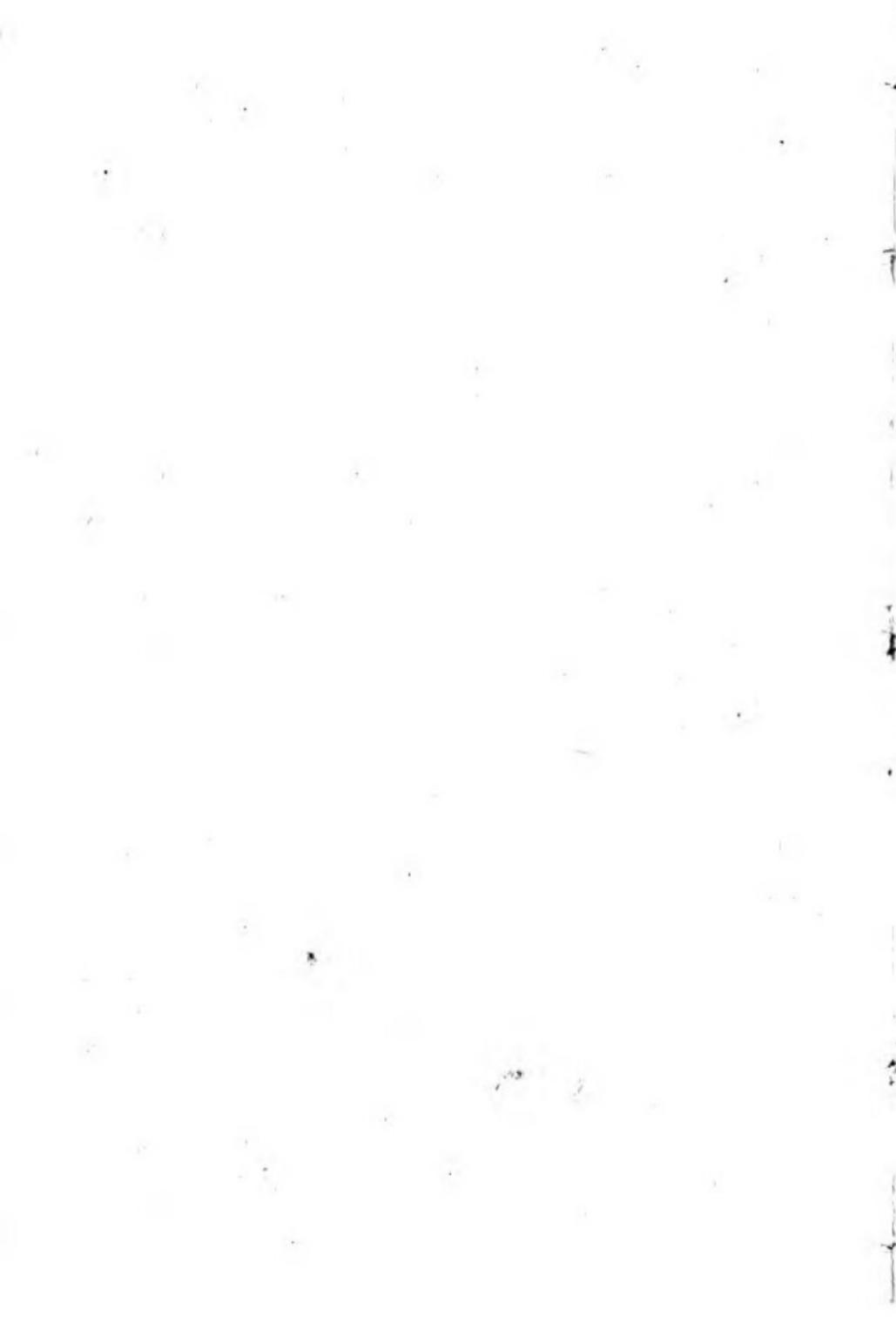


Kreihsl Franz.

Wie wird man grau?

Erster Band.



Wie wird man grau ?



Roman in vier Bänden

von

Moriz Jókai.



(Einzige rechtmäßige deutsche Ausgabe.)

Erster Band.



1,951.776-A. Neu-

1-2

Pest,

Verlag von Fr. Rautmann.



1872.



I.

Dezsö's Tagebuch.

Ich war damals zehn Jahre alt, mein Bruder Loránd sechzehn; unsere Mutter war noch jung und der Vater, ich weiß es bestimmt, nicht älter als sechs- unddreißig Jahre. Auch unsere Großmutter, die Mutter des Vaters, wohnte bei uns und war damals sechzig Jahre alt. Sie hatte schönes, dichtes weißes Haar, rein weiß wie der Schnee. Als Kind dachte ich viel darüber nach, wie sehr die Engel diejenigen lieben mögen, deren Haar sie so schön weiß waschen; damals glaubte ich noch, die Menschen bekommen von vielen Freuden weißes Haar.

Freilich trübte kein Leid unser Glück; es schien in unserer Familie wie ein geheimes Uebereinkommen zu herrschen, durch welches sich Jeder verpflichtete, den Uebrigen so viel Freude und so wenig Schmerz als möglich zu bereiten.

Nie hörte ich, daß Jemand in unserem Hause gezanft.

Nie sah ich ein mürrisches Gesicht, einen anhaltenden Zorn, einen vorwurfsvollen Blick; meine Mutter, meine Großmutter, mein Vater, mein Bruder und ich, wir lebten wie Personen, die gegenseitig ihre Gedanken errathen und darin wetteifern, wer

den Andern mehr liebt und Wen mehr unter den Uebrigen ?

Um die Wahrheit zu gestehen, von der ganzen Familie liebte ich meinen Bruder doch am innigsten. Das will natürlich nicht sagen, daß ich nicht in Verzweiflung gerathen wäre über die Frage: Wen ich wählen würde, wenn ich von den Vierem drei verlassen müßte und nur Einen für mich behalten dürfte? Aber, wenn wir alle so schön beisammen bleiben könnten, bis zu undenklichen, ewigen Zeiten, so daß keiner von uns stürbe, keiner von uns schiede; so wollte ich immer mit meinem Bruder zusammen gehen.

Er war ja so gut gegen mich. Als ich, ein kleines Kind, noch im Sande spielte, faßte er schon meine Hand, damit ich nicht falle, spielte er mit mir Kinderspiele, die nicht ihn, sondern mich unterhielten; von ihm lernte ich spielend die ersten Buchstaben des ABC; mit ihm ging ich in die Schule der kleinen Stadt, wo er schon ein großer Student war; und wenn er früher aus der Schule entlassen wurde, erwartete er mich im Schulflur, damit ich nicht allein nach Hause gehe. Wenn er Zeit hatte, schnitzte er für mich Spielsachen, zeichnete er, baute und fleisterte aus jedem denkbaren Stoffe für mich Säckelchen zusammen, als wäre seine einzige Sorge, mir Freude zu machen. Wenn ich tolle Streiche machte, verrieth er mich nicht; wenn es entdeckt wurde, so entschuldigte er mich; oft gab er sich für den Thäter aus. Jedes Kind wird verzärtelt, trozig, störrig, wenn es sieht, daß man es sehr liebt; auch ich wurde es und er duldete kaltblütig all' meine bösen Streiche; nie schlug er mich zurück, während ich ihn gar oft bei den Haaren zauste; wenn aber ein böser Diensthote, oder ein ausgelassener Schuljunge mich erschreckte, was bei

mir leicht der Fall war, dann wurde er zornig und schonte Niemanden. Er war ungemein stark. Ich glaubte, es gäbe in der ganzen Stadt keinen stärkeren Menschen. Seine Schulkollegen zitterten vor seinen Fäusten und wagten es nie, mit ihm anzubinden; doch sah er nicht kräftig aus; er war schlank und hatte ein Gesicht wie ein Mädchen.

Noch jetzt kann ich nur von ihm sprechen!

Ich war bei der Bemerkung geblieben, daß unsere Familie sehr glücklich war.

Wir kannten keine Entbehrung; wir hatten ein schönes Haus, lebten sehr bequem, selbst die Dienerschaft hatte es bei uns sehr gut; wenn unsere Kleider zerrissen waren, erhielten wir neue. Daß wir auch gute Freunde hatten, konnte ich an jedem Namenstage erfahren, wenn unser Haus von der Fröhlichkeit der Bekannten wiederhallte; und daß man uns in der Stadt ehrte und achtete, konnte ich daraus ersehen, daß uns Jedermann grüßte, wenn ich mit dem Vater durch die Gassen ging, worauf ich damals sehr viel hielt.

Mein Vater war ein sehr ernster und stiller Mann, der wenig sprach. Er hatte ein bleiches Gesicht, einen langen schwarzen Schnurbart und dichte Augenbrauen. Wenn er hie und da diese dichten Augenbrauen zusammenzog, konnte man vor ihm erschrecken; doch trug er Sorge dafür, daß Niemand vor ihm erschrecke; es geschah höchstens einmal im Jahre, daß er Jemanden zornig anblickte. Doch sah ich ihn auch niemals in heiterer Laune. Wenn bei uns die fröhlichsten Gastmähler stattfanden, und die Gäste über einen lustigen Einfall laut auflachten, saß er dort am Ende des Tisches, als ob er es gar nicht gehört hätte. Wenn die Mutter sich sanft an seine Schulter lehnte, wenn mein Bruder sein Antlitz küßte,

wenn ich auf seinem Schoße spielend saß und ihn, wie Kinder pflegen, über Gegenstände befragte, auf die man keine Antwort geben kann: dann strahlten seine schönen, melancholischen Augen von unaussprechlicher Liebe, dann entströmte ihnen die bezauberndste Sanftmuth; doch war das nie ein Lächeln: zum Lachen konnte ihn Niemand bewegen.

Auch gehörte er nicht zu den Menschen, die, wenn ihnen der Wein die Zunge löst, gesprächig werden und Alles erzählen, was sie auf dem Herzen haben, von der Zukunft, von der Vergangenheit sprechen, die dann versprechen, drohen, sich brüsten; er verlor kein Wort umsonst.

Und noch Jemand war in unserer Familie sehr ernst: die Großmutter. Sie war ebenso schweigsam; sie hütete sich ebenso sehr die dichten Augenbraunen zusammenzuziehen, trotzdem diese damals schon ganz weiß waren; sie konnte ebenfalls nicht lachen und nicht lächeln; statt dessen nahm ich wahr, daß sie mit den Augen immer meinen Vater begleitete, bei Tische immer an seinem Antlize hing, und manchmal stieg in mir der kindische Gedanke auf, daß mein Vater sich vielleicht darum so ernst betrage, weil er wußte, daß ihn seine Mutter beobachte.

Wenn dann ihre Augen sich von Ungefähr begegneten, schien es, als ob sie gegenseitig ihre Gedanken errathen hätten: jene lange, lange begrabenen Gedanken, die sie zusammen bewachten, und oft sah ich, daß meine Großmutter von ihrer Strickerei aufstand und wenn mein Vater in sich versunken in unserer Mitte saß und kaum bemerkte, daß meine Mutter, mein Bruder und ich neben ihm seien, ihm schmeicheln und ihn belästigen, küßte die Großmutter ihn auf die Stirne, worauf der Vater plötzlich ein ganz anderes Gesicht blicken ließ; er wurde freundli-

cher, begann mit uns zu sprechen, dann küßte ihn die Großmutter wieder und kehrte zu ihre Strickerei zurück.

An all' Das erinnere ich mich erst jetzt; damals fand ich nichts Sonderbares darin.

Eines Abends überraschte es uns alle, daß der Vater ungewöhnlich guter Laune war. Uns allen gegenüber war er sehr zärtlich und sanft; lange unterhielt er sich mit Vorand, prüfte ihn aus einigen Gegenständen und machte ihn auf das aufmerksam, was er nicht ganz inne hatte; mich ließ er zu seinen Füßen niedersetzen und streichelte mein Haupt. Er richtete in lateinischer Sprache Fragen an mich und belobte mich, daß ich dieselben richtig beantwortete. Die liebe Mutter küßte er öfter und erzählte nach dem Nachtmale lustige Geschichten aus früheren Tagen und als wir darüber lachten, lachte er mit uns.

Es that mir so wohl, daß ich endlich einmal meinen Vater lachen sah; das war mir so neu, daß ich vor Freude zitterte. Nur unsere Großmutter blieb ernst. Je heiterer das Gesicht des Vaters wurde, desto dichter zogen sich ihre Augenbrauen zusammen; nicht einen Augenblick wandte sie ihr Auge vom Gesichte meines Vaters ab und so oft dieser mit seinem frohen, heitern Antlitz auf sie hinblickte, schauderte sie, wie vom Frost geschüttelt.

Die Großmutter konnte die ungewöhnliche heitere Stimmung meines Vaters nicht ohne Bemerkung lassen.

— Welch' guter Laune Du heute bist, mein lieber Sohn!

— Morgen führe ich die Kinder auf's Land; darauf freue ich mich immer im Vorhinein, erwiderte der Vater.

Auf's Land! Das war auch für uns eine ange-

nehme Ueberraschung. Wir liefen zum Vater hin, um ihm dafür die Hand zu küssen. Wie glücklich machte er uns durch dies Versprechen!

Man konnte es auch auf seinem Gesichte lesen, daß er das sehr wohl wußte.

— Eben deshalb gehet zeitlich zu Bette, damit ihr nicht zu lange schlafet; früh Morgens wird der Wagen schon bereit sein.

Damit nahm er von uns Abschied, küßte uns Beide und wir begaben uns in's Schlafzimmer zur Ruhe.

Im Kindesalter ist das Niederlegen wohl leicht, aber das Einschlafen schwer, wenn man am frühen Morgen auf's Land soll.

Wir hatten ein lieblich schönes Landgut unweit von der Stadt; auch mein Bruder war für sein Leben gerne dort. Auch für ihn war das ein doppeltes Fest, wenn wir an Feiertagen dorthin zu gehen pflegten.

Die Mutter und Großmutter, wir wußten nicht warum, begleiteten uns niemals dahin; sie schützten vor, daß sie das Dorf nicht lieben.

Das war uns unbegreiflich. Das Landleben nicht lieben! Auf den Fluren und blumigen Wiesen lustwandeln, die herrlich duftende Luft einathmen, sich von den schönen, klugen, nutzbringenden Hausthieren umringt sehen: giebt es einen Menschen, der all' das nicht liebt? Kinder gewiß nicht.

Wir konnten durchaus nicht einschlafen. Ich war unerschöpflich in der Aufzählung der Freuden, die uns morgen erwarteten. Ob man wohl unser Blumengärtchen draussen gepflegt hatte? Wie groß das scheckige Kalb wohl geworden sein mag? Ob es mich noch erkennen und aus meiner Hand das gesalzene Brod fressen wird? Wie sich meine Tauben vermehrt

haben mochten? Im Obstgarten werden die Kirschchen und Erdbeeren bereits reif sein; die schönsten werden wir der Mutter nach Hause mitbringen.

Mein Bruder wieder freute sich auf das Jagen. Wie wird er den Wald, das Röhricht durchstreifen, welch' schöne grünhäufige Enten erlegen! wie viel bunte Vogeleier wird er nach Hause bringen.

— O! ich werde Dich auf der Jagd begleiten.

— Was fällt Dir ein! Wie leicht könnte Dir ein Unfall begegnen. Du wirst unterdeß im Bache unterhalb des Gartens angeln und kleine Fischchen fangen.

— Und die braten wir zu Mittag! Wie schön wird das sein!

Sehr lange konnten wir nicht einschlafen; bald fiel dem Einen, bald dem Anderen etwas ein, was er noch erwähnen mußte. O! wie viel Freude erwartet uns morgen!

Es wird ein großes Wunder sein, wenn wir nicht die ganze Nacht davon träumen werden.

Spät in der Nacht weckte mich ein starker Knall aus dem Schlafe. Freilich hatte ich nur von Flinten geträumt; ich sah Loränd auf der Jagd und war voll Furcht: er könnte sich selbst erschießen.

— Was hast Du geschossen, Loränd! fragte ich noch halb schlafend.

— Bleibe ruhig, sprach mein Bruder, dessen Bett neben dem meinen stand, und der von dem Knall erweckt aufstand. Ich will nachsehen, was draußen geschehen sei? — Damit ging er hinaus.

Mehrere Zimmer trennten unser Schlafgemach von dem unserer Eltern; ich konnte daher kein Geräusch vernehmen, nur hörte ich Thüren auf und zugehen.

Bald darauf kehrte Loränd zurück; ich möge

nur weiter ruhig schlafen, sagte er. Ein heftiger Wind habe ein offen gelassenes Fenster zugeschlagen, die Scheiben zerschmettert; daher der große Lärm.

Damit fing er an sich anzukleiden.

— Wozu kleidest Du Dich an?

— Ich muß das gebrochene Fenster irgendwie verstopfen, damit der Wind nicht durchdringe; es ist gerade im Schlafzimmer der Mutter. Schlafe nur ruhig weiter.

Damit legte er seine Hand auf mein Haupt: sie war eiskalt.

— Ist's draußen kalt, Loránd?

— Nein.

— Warum zittert also Deine Hand so sehr?

— Ja doch, es ist sehr kalt. Schlafe nur, lieber

Dezsö.

Als er dann im Hinausgehen die Thüre einen Augenblick offen ließ, schallte das Lachen meiner Mutter zu mir hinüber.

Es war die bekannte, helle, liebe Stimme, welche die Frauen von naivem Gemüthe so sehr kennzeichnet, die unter ihren Kinder am kindlichsten sind.

Worüber wohl meine Mutter in so später Nacht lachen mochte? Weil ein Fenster zerschlagen wurde?

Damals wußte ich noch nicht, daß es eine furchtbare Krankheit gebe, welche die Frauen mit Höllenschmerzen erfasst und sie unter herzerreißenden Leiden zu fortwährendem Lachen zwingt.

Ich glaubte, was mein Bruder mir gesagt hatte und drückte mein Gesicht in mein Kopfkissen, um mich zum Schlafe zu zwingen.

Als ich wieder erwachte, war es heller Tag. Mein Bruder hatte mich aufgeweckt. Er war schon vollständig angekleidet.

Mir kam die Reise auf das Land in den Sinn.

— Ist der Wagen schon da? Warum hast Du mich nicht zeitlicher geweckt? Du bist ja schon ganz angekleidet?

Damit stand ich auch rasch auf und begann mich anzukleiden und zu waschen. Mein Bruder war mir behilflich, antwortete aber auf mein kindisches Geplauder mit keinem Worte. Er war sehr ernst und blickte immer dahin, wo nichts zu sehen war.

— Hat Dir Jemand ein Leidess gethan, Loránd?

Mein Bruder antwortete nichts; er zog mich zwischen seine Kniee und kämte mich. Mein Hemdtragen war unter das Halstuch gebogen, er richtete ihn zurecht und blickte mich fortwährend traurig an.

— Fehlt Dir Etwas, Loránd?

Er antwortete nicht einmal mit einem Kopfnicken, ob „Ja“ oder „Nein“, und band mein Halstuch ruhig in einen Knoten.

Ich hatte einen victoriablauen Dolman mit rothem Aufschlag und kleinen Knöpfen. Ich wollte diesen anziehen; Loránd aber wollte mir den dunkelgrünen Feiertagsrock anlegen.

Ich widersetzte mich dem.

— Wir gehen ja auf's Land! Da wird gerade der Dolman passend sein. Warum gibst Du mir ihn nicht?

— Weil du keinen solchen hast!

Loránd sprach kein Wort und blickte mich blos mit seinen großen Augen vorwurfsvoll an. Mehr war nicht nöthig, und ich zog den dunkelgrünen Rock an, aber ich murrte noch immer.

— Du kleidest mich ja an, als ob wir zum Examen gingen oder zu einem B e g r ä b n i s s e?

Auf dieses Wort zog mich Loránd plötzlich an

sich, drückte mich an seine Brust, kniete vor mir nieder und fing heftig zu schluchzen an, so heftig, daß seine Thränen mein Haar benetzten.

— Loránd! was fehlt Dir, fragte ich entsetzt; aber er konnte vor Schluchzen nicht antworten.

— Weine nicht, Loránd; habe ich Dir was zu Leide gethan? Sei nicht böse.

Nachdem er lange geweint und mich fortwährend umarmt gehalten hatte, athmete er mit einem tiefen, zitternden Seufzer auf und flüsterte mir leise in's Ohr:

— „Unser Vater ist gestorben.“

Als Kind konnte ich nicht weinen; ich lernte dies erst im Mannesalter.

Wenn ich damals weinen sollte, war's mir als ob mir ein Wurm das Herz durchbohrte und eine Mattigkeit ergriff mich, welche mich gegen Alles fühllos machte, was man mit den fünf Sinnen wahrzunehmen vermag; — mein Bruder weinte auch für mich. Dann küßte er mich und bat, ich möge doch zu mir kommen.

Ich war ja bei vollem Bewußtsein; ich sah und hörte Alles, doch machte es so wenig Eindruck auf mich, wie auf ein Stück Holz.

Ich hatte eine unglückliche Natur; ich konnte es durch nichts zeigen, wenn ich Schmerz empfand.

War ja doch dieser Gedanke so furchtbar, daß ihn mein Verstand nicht fassen konnte.

Der Vater todt!

Gestern Abends sprach er noch mit uns, umarmte er uns, küßte uns und versprach uns auf's Land zu führen, und heute ist er nicht mehr! Todt!

Dies zu fassen, ist unmöglich. In meinem Kindesalter quälte ich mich oft mit dem Gedanken

ab: Was wohl dort sein möge, wo die Welt aufhört? Die Leere! Und wovon ist diese Leere umgeben? Gibt es über dieses hinaus noch Etwas? Diese Grübeleien brachte mich manchmal dem Wahnsinne nahe. Auch jetzt erfaßte mich diese vernunftraubende Betäubung. Wie kann das möglich sein, daß mein Vater gestorben ist?

— Gehen wir zur Mutter; das war mein erster Gedanke.

— Wir werden ihr folgen; sie ist bereits abgereist.

— Wohin?

— Auf's Land.

— Warum ist sie abgereist?

— Weil sie krank ist.

— Und warum lachte sie des Nachts so laut auf?

— Weil sie krank ist.

Das war für mich noch unbegreiflicher.

Da stieg ein Gedanke in mir auf; mein Gesicht erheiterte sich plötzlich.

— Loránd! Du willst mich zum Besten haben. Du wolltest mich nur erschrecken; wir gehen Alle auf's Land, um uns zu unterhalten und Du wolltest mir nur den Schlaf vertreiben, darum sagtest Du, der Vater sei gestorben.

Auf diese Worte faltete Loránd seine Hände über dem Kopfe zusammen, und mit dem Ausdrucke des unsäglichsten Schmerzes im Gesichte jammerte er:

— O Dezsö, martere mich nicht! Tödte mich nicht mit Deinem lachenden Gesichte!

Darauf erschrock ich noch heftiger, ich fing zu zittern an, erfaßte seinen Arm und bat ihn flehentlich, nicht böse zu sein; ich wollte ja glauben, was er mir gesagt.

Er konnte bemerken, daß ich es glaube, denn jedes Glied zitterte an mir.

— Gehen wir zu ihm hin, Loránd.

Mein Bruder sah mich entsetzt an, als schanderte, er vor dem, was ich gesagt.

— Zum Vater?

— Ja. Wie, wenn ich ihn ansprache und er erwachte?

Darauf wurden Loránd's Augen glühend, wie das Feuer. Es schien, daß er mit Gewalt einen großen Thränenstrom zurückhielt. Dann murmelte er zwischen den Zähnen:

— Er erwacht nicht mehr.

— Ich möchte ihn gerne küssen.

— Die Hand.

— Die Hand und das Gesicht.

— Nur seine Hand darfst Du küssen, sprach mein Bruder streng.

— Warum?

— Weil ich es sage, erwiderte er hart.

Diese ungewohnte Stimme erschreckte mich; ich versprach, ihm zu gehorchen; nur möge er mich zum Vater hinführen.

— Komm also, gib mir die Hand.

So führte er mich an der Hand haltend durch zwei Zimmer. Im dritten kam die Großmutter uns entgegen.

Ich nahm an ihrem Gesichte keine Veränderung wahr; nur ihre dichten weißen Augenbrauen waren zusammengezogen.

Loránd ging zu ihr hin und flüsterte etwas in's Ohr, was ich nicht hören konnte, doch sah ich genau, daß er mit den Augen mich bezeichnete.

Meine Großmutter nickte ruhig mit dem Kopfe bald bejahend, bald verneinend; dann trat sie zu mir

hin, nahm meinen Kopf in ihre Hände und blickte mir lange in's Gesicht, indem sie ruhig das Haupt neigte.

Sie flüsterte leise :

— Gerade so sah er als Kind aus.

Dann warf sie sich mit dem Gesichte zu Boden und weinte.

Loránd erfaßte meine Hand und zog mich mit sich in das vierte Zimmer.

Dort war der Sarg. Er stand noch offen und war nur mit dem Bahrtuche bedeckt.

Noch heute habe ich nicht Kraft genug, um den Sarg zu beschreiben, in welchem mein Vater ausgestreckt lag; Viele wissen, was das heißt und Niemand wird's von mir lernen wollen.

Nur eine alte Magd befand sich in dem Zimmer; Niemand anderer wachte darin.

Mein Bruder zog meinen Kopf an seine Brust und so standen wir lange dort, als ob wir und Alles, was sich in dem Zimmer befand, gestorben wären.

Endlich sagte mein Bruder, ich möge also meinem Vater die Hand küssen, dann würden wir gehen.

Ich gehorchte ihm; er hob den Saum des Leichentuches auf und ich sah zwei wachsgelbe Hände zusammengefaltet, in welchen ich jene kräftigen nervigen Hände nicht erkannt hätte, mit deren runden Fingern ich als Kind so oft gespielt und an denen ich den Wappenring so oft bewundert und von einem Finger an den andern gesteckt hatte.

Ich küßte beide Hände; das that mir so wohl!

Behmüthig fragend, blickte ich dann meinen Bruder an; ich hätte so gerne auch das Antlitz ge-

küßt. Er verstand meinen Blick und zog mich von dannen.

— Komm mit mir, bleiben wir nicht länger.
Wie mich das schmerzte!

Mein Bruder sagte, ich möge in meinem Zimmer warten und mich von dort nicht herausrühren, bis er die Wagen vorbereitet, welche uns fortführen werden.

— Wohin?

— Hinaus auf's Land. Bleibe dort, rühr' Dich nicht hinaus.

Aus Vorsicht sperrte er die Thüre hinter sich.

All' das gab mir reichen Stoff zum Nachdenken. Warum gehen wir auf's Land, während der Vater drin todt liegt? Warum muß ich im Zimmer bleiben? Warum kömmt kein Bekannter zu uns? Was flüstern sich die Leute zu, die an unserem Hause vorüberschleichen? Warum läutet man nicht, wenn ein so großer Todter im Hause ist?

Ich war von alledem ganz verwirrt, fand auf nichts eine Antwort, auch kam Niemand auf mich zu, den ich hätte fragen können.

Nach langem Warten endlich (mir schien's, als ob eine lange Zeit bereits vorübergerauscht wäre, vielleicht aber waren's nur wenige Viertelstunden) trippelte die alte Magd, welche im Todtenzimmer gewacht hatte, am Korridorfenster vorüber. Gewiß war sie abgelöst worden.

Ihr Gesicht war auch jetzt so gleichgiltig, wie immer. Die Augen waren zwar ausgeweint; ich hatte sie ja aber immer weinen sehen, ob sie guter oder schlechter Laune war.

Ich rief ihr durch's Fenster zu:

— Frau Susi, kommen Sie hieher.
— Was wollen Sie, lieber Dezsö?

— Sagen Sie mir Frau Susi, warum ich das Gesicht meines Vaters nicht küssen darf?

Die alte Magd zuckte die Achsel und antwortete mit cynischem Gleichmuth:

— Sie sind ein Narr, kleiner Dezfö. Darum — weil der Arme k e i n e n K o p f hat.

Als mein Bruder zurückkehrte, wagte ich nicht, ihm zu sagen, was ich von der alten Susi gehört hatte.

Als er mich fragte, warum ich so heftig zittere, erwiderte ich ihm, das Fieber schüttle mich.

Er hing mir dann meinen Mantel um und wir gingen zum Wagen.

Ich fragte ihn, ob die Großmutter nicht mit uns komme? Sie werden nachkommen, erwiderte er. Wir Beide setzten uns in einen Wagen, ein anderer wartete noch vor der Thüre.

Mir schien das Alles ein Traum. Das regnerische düstere Wetter, die zurückbleibenden Häuser, die Menschen, die staunend durch's Fenster schauten, hie und da ein bekanntes Gesicht, das an uns vorbeilief und vor Bestürzung uns zu grüßen vergaß; sie Alle schienen zu fragen: Warum hat der Vater dieser Kinder keinen Kopf? Dann die langen Pappel-Alleen am Ende der Stadt, welche der Wind beugte, als ob irgend ein schwerer Gedanke ihre Häupter niederdrückte, und die murmelnden Wellen unterhalb der Brücke, über welche wir fuhren, als ob auch sie sich über ein tiefes Geheimniß beriethen, welches ihnen schon so oft anvertraut war und das noch Niemand herausgefunden: Warum haben manche Todte keine Köpfe?

Etwas drängte und trieb mich mächtig an, diese furchtbare Frage an meinen Bruder zu richten. Ich blieb stark und fragte ihn nicht. Oft pflegt man Kin-

bern, welche ein spitziges Messer gegen das Auge gerichtet halten, oder von einer hohen Brücke in's Wasser hinunterschauen, zuzurufen: „Gib Acht, der Teufel treibt Dich!“ So ging es mir mit dieser Frage. Der Griff war in meiner Hand, die Spitze gegen mein Herz gekehrt; ich saß auf dem Geländer und blickte in den Abgrund hinab — Etwas rief mir zu, ich möge nur zustoßen, nur hinunterstürzen. Aber ich wußte mich zurückzuhalten.

Auf dem ganzen Wege sprachen wir kein Wort miteinander.

Als wir auf unserem Landgute anlangten, kam uns der Hausarzt entgegen und sagte, die Mutter sei noch unwohler, unser Anblick könnte ihr Uebel noch verschlimmern; es wäre gut, wenn wir in unserem Zimmer blieben.

Zwei Stunden später kam die Großmutter an.

Bei ihrer Ankunft begann ein großes Geflüster unter den Hausleuten, als ob sie für etwas Vorbereitungen träfen, was kein Fremder wissen darf. Dann setzten wir uns sehr eilig und früher als gewöhnlich zu Tische, doch konnte Niemand essen; wir sahen dem Ganzen unbeweglich zu. Dann begann mein Bruder wieder mit der Großmutter leise zu sprechen. Wie ich aus einzelnen Worten entnehmen konnte, besprachen sie sich darüber, ob Loránd eine Flinte mitnehmen solle, oder nicht? Loránd wollte eine mitnehmen, die Großmutter war dagegen. Endlich kamen sie überein, das er Flinte und Pulver mitnehmen dürfe, aber die Flinte nur dann laden solle, wenn es nothwendig wird.

Ich wandte unterdeß fast bewusstlos aus einem Zimmer in's andere. Jedermann schien viel Wichti-

geres zu thun zu haben, als sich mit mir zu beschäftigen.

Als ich jedoch Nachmittags meinen Bruder sich zum Fortgehen vorbereiten sah, gab mir die Verzweiflung Kraft:

— Nimm mich mit.

— Du weißt ja gar nicht, wohin ich gehe?

— Wohin immer; nimm mich mit, denn ich kann allein nicht hier bleiben.

— Ich werde die Großmutter fragen.

Mein Bruder wechselte einige Worte mit der Großmutter, dann kam er zu mir zurück.

— Du kannst mitkommen; nimm Stoß und Mantel. Er nahm die Flinte auf die Schulter und führte auch den Jagdhund mit.

Da quälte mich von Neuem der Gedanke:

„Unser Vater ist gestorben und wir gehen Nachmittags auf die Jagd und die Großmutter erlaubt es, als ob nichts geschehen wäre.“

Wir nahmen den Weg hinter den Gärten, dem Lehmgraben entlang; mein Bruder schien Niemanden begegnen zu wollen. Den Jagdhund führte er an der Leine, damit er nicht umherstreife.

Wir gingen eine weite Strecke, zahllose Felder und Gebüsch durchgehend, ohne daß es Vorwand eingefallen wäre, die Flinte von der Schulter zu nehmen; sein Blick war zur Erde gesenkt und er besänftigte den Hund, wenn dieser die Spur eines Wildes verfolgen wollte.

Wir hatten uns inzwischen ziemlich weit vom Dorfe entfernt.

Ich war bereits sehr müde, doch erwähnte ich der Rückkehr mit keinem Worte, ich wäre lieber bis an's unendliche Ende der Welt gegangen, als nach Hause zurückgekehrt.

Die Abenddämmerung war bereits hereingebrochen, als wir einen Pappelwald erreichten; hier wollten wir ausruhen, sagte mein Bruder.

Wir setzten uns nebeneinander auf einem gefällten Baumstamm nieder.

Mein Bruder bot mir ein Stück Braten an, den er für mich in der Jagdtasche mitgenommen hatte. Wie weh' that es mir, daß er glaubte ich hätte Hunger! — Er gab dann den Braten dem Jagdhunde hin, dieser trug ihn in ein nahes Gebüsch und verscharrte ihn in das Strauchwerk; auch er war nicht hungrig.

Gedankenvoll betrachteten wir den Sonnenuntergang. Wir waren so weit gegangen, daß wir selbst den Thurm unseres Dorfes nicht mehr sahen; dennoch fragte ich nicht: ob wir noch nicht zurückkehren?

Das Wetter wurde plötzlich düster, nur nach Sonnenuntergang zertheilten sich die Wolken, damit die untergehende Sonne mit ihrem gewitterverkündenden rothen Feuer den Himmel bedecken könne. Der Wind blies ohne Unterlaß. Ich sagte zu meinem Bruder, es wehe ein häßlicher Wind, und er erwiderte, daß das für uns gut sei.

Wozu der heftige Wind für uns gut sei, das konnte ich nicht begreifen.

Als dann der Himmel nach und nach vom Feuerroth in's Lilafarbige, vom Lilafarbigen in's Graue, vom Grauen in's Schwarze übergegangen war, da lud mein Bruder die Flinte und ließ den Jagdhund von der Leine. Er ergriff meine Hand und sagte mir, ich möge jetzt keinen Laut mehr von mir geben, sondern bewegungslos stehen bleiben.

So warteten wir lange Zeit in der stürmischen Nacht, ich zerbrach mir den Kopf darüber, weshalb wir eigentlich jetzt hier seien.

Plötzlich fing der Jagdhund von ferne zu bellen an. So schauerlich hatte ich ihn nie heulen hören.

Einige Minuten später kam er keuchend zu uns gerannt, sprang klagend um uns herum, leckte uns die Hände und lief dann wieder fort.

— Jetzt können wir gehen, sprach Lorand, indem er seine Flinte umhängte.

Rasch eilten wir der Spur des Hundes nach und kamen bald auf die Landstraße.

In der Dunkelheit fuhr ein Heuwagen, von vier Ochsen gezogen, langsam vorüber.

— Gelobt sei Jesus Christus; sprach der alte Ochsenknecht, als er meinen Bruder erkannte.

— In Ewigkeit. — Nach einigen Minuten fragte er ihn: Ist nichts zu befürchten?

— Gar nichts.

Dann gingen wir langsam hinter dem Heuwagen einher.

Mein Bruder folgte entblößten Hauptes; es sei im heiß, sagte er.

Der Alte trat zu uns und fragte mich:

— Sind Sie nicht müde, Her Dejso? Sie könnten auffitzen.

— Was fällt Euch ein, Johann, sprach mein Bruder, auf diesen Wagen!

— Sie haben recht. Der alte Diener bekreuzigte sich und ging wieder zu den Ochsen.

Als wir dem Dorfe nahe waren, kam der alte Johann wieder zu uns.

— Jetzt wird's besser sein, wenn die jungen Herren hinter den Gärten nach Hause eilen; ich werde allein unbehelligt nach Hause kommen.

— Denkt Ihr, daß die Wächter auch jetzt am Wege stehen?

— Freilich. Sie wissen es bereits. Man kann's

ihnen nicht übel nehmen; seit zehn Jahren hat der Frost den guten Leuten zweimal die Saaten zu Grunde gerichtet.

— Aberglaube, erwiderte mein Bruder.

— Kann sein, seufzte der Alte, aber die Armen glauben es.

Lorand stieß den Knecht mit dem Ellbogen und bedeutete ihm, vor mir nicht davon zu sprechen.

Das machte mich noch verwirrter.

Lorand sagte dem alten Diener, daß wir den Weg hinter den Gärten nehmen werden; wir aber folgten dennoch dem Wagen Schritt für Schritt und gingen hinter ihm bis an die ersten Häuser des Dorfes.

Hier blickte mein Bruder plötzlich sehr vorsichtig um sich und ich hörte ganz gut im Finstern, wie er den einen Hahn seiner Flinte zweimal aufzog.

Der Wagen fuhr langsam vor uns her durch die lange Dorfstraße.

Vor dem Gemeindehause kamen sechs Männer mit eisernen Gabeln bewaffnet auf uns zu.

Mein Bruder sagte, wir mögen uns hinter eine Hecke zurückziehen und befahl mir, dem Jagd-Hunde das Maul zuzuhalten, damit er nicht belle, wenn die Wächter an uns vorübereilen.

Diese gingen am Wagen vorüber und ich hörte, wie einer zum andern sprach:

— Wie doch der verfluchte Wind jetzt so schauerlich bläst!

Warum? Warum denn aber?

Als die Wächter vorüber waren, da faßte Lorand meine Hand und sprach: Nun laß uns eilen, damit wir früher zu Hause sind, als der Wagen.

Damit durcheilten wir den langen Hof eines Bauernhauses, kletterten über einen Zaun, gingen

durch einige fremde Gärten, bis wir endlich in den unsrigen gelangten.

Aber mein Gott, haben wir denn etwas verbrochen, daß wir so laufen, daß wir uns so verbergen?

Als wir in den Hof kamen, fuhr der Wagen gerade in denselben. Drei Knechte warteten im Hofe, diese schlossen sofort das Thor.

Die Großmutter stand im Korridor und küßte uns, als wir ankamen.

Dann begann ein Geflüster zwischen meinem Bruder und den Dienern, diese nahmen die Gabeln zur Hand und schafften das Heu vom Wagen.

Hätten sie denn nicht am Tage Zeit dazu?

Die Großmutter setzte sich auf eine Bank und legte meinen Kopf in ihren Schooß, Lorand stützte sich mit dem Ellbogen an das Geländer des Korridors und sah der Arbeit zu.

Das Heu wurde rasch abgeladen; der große Wind trug die Halme bis in den Korridor, Niemand sagte den Knechten, sie mögen besser Acht haben.

Diese nächtliche Arbeit schien mir so geheimnißvoll.

Plötzlich bemerkte ich, daß mein Bruder Lorand sich bei Seite wendete und zu weinen anfang; darauf sprang meine Großmutter auf, sie hielten einander umschlungen, ich hing mich an sie und blickte zitternd zu ihnen auf. Auf dem Korridor brannte nicht einmal eine Lampe.

— Still! flüsterte meine Großmutter, weine nicht so laut. Auch sie unterdrückte ihr Schluchzen. Kommt.

Sie erfaßte meine Hand, und sich auf die Schulter meines Bruders stützend, ging sie mit uns

in den Hof hinab bis zu dem Wagen, der vor der Gartenthüre stand.

— Auf dem Wagen war der Sarg meines Vaters.

Das war es also, was wir in finsterner Nacht ins Dorf gebracht, was wir geheimnißvoll begleiteten, was wir verbargen, wovon wir flüsternd sprachen, was wir still beweinten: Der Sarg meines Vaters.

Die vier Diones hoben ihn vom Wagen, nahmen ihn auf die Schultern und trugen ihn in den Garten hinab, wir gingen schweigend und bedeckten Hauptes hinterdrein.

Durch unsern Garten floß ein kleiner Bach, neben diesem Bache war ein kleines kuppelförmiges Gebäude, dessen verzierte eiserne Thüre ich niemals offen gesehen hatte.

Aus meinem frühesten Kindesalter, als ich noch nicht aufzustehen vermochte, wenn ich mich niedergesetzt hatte, war dies kleine Gebäude mir noch im Gedächtniß.

Ich war stets so gern und fürchtete mich so sehr in der Nähe desselben und wollte wissen, was darin sein mochte.

Als sehr kleiner Knabe pflegte ich die farbigen Kieselsteinchen aus dem Mörtel seiner Mauern herauszugraben und im Sande mit ihnen zu spielen, und wenn ich mit einem Steinchen die Eisenthüre traf, lief ich vor dem Klange davon, den diese gab.

Wilder Epheu umrannte ringsum das Gebäude, überzog auch seine Thüre, überwucherte die Klinke, umklammerte die Eisenstäbe; und ich dachte darüber nach, was das für ein stilles Haus sein möge, dessen Thüre die Schlingpflanze so bewachsen könne, in das man nie hineintrete!

Als ich älter wurde, spielte ich wieder bei diesem Gebäude und ich nahm wahr, daß an dessen Front große Buchstaben angebracht waren, welche der Epheu nur zur Hälfte bedeckte und ich hätte für mein Leben gern gewußt, was diese Buchstaben bedeuten mögen.

Als der erste Feiertag kam und ich bereits die Buchstaben kannte und wieder auf unser Gut zog, da studirte ich die alten Buchstaben nach einander heraus und lernte die Wörter auswendig.

Ihren Sinn konnte ich nicht begreifen, sie waren in fremder Sprache geschrieben.

Doch schrieb ich diese Worte, obzwar ich sie nicht verstand, unzählige Mal in den Sand: „*No nos inducas in tentationem.*“

Ich strebte um ein Jahr früher, als meine Schulkollegen in die damals sogenannte „*Grammatica*“ zu kommen, wo man lateinisch lernte.

Mit den ersten Elementarkenntnissen in der lateinischen Sprache ging ich daran, den Sinn dieses unbekanten Satzes zu finden.

„*Führ' uns nicht in Versuchung.*“

Also ein Satz des Vaterunfers, den auch ich tausendmal hergesagt hatte und dessen Sinn ich jetzt noch weniger verstand, als bisher.

Doch erfüllte mich eine abergläubische Furcht vor diesem Gebäude, welches oberhalb seiner Thüre den Spruch trug, der uns vor den Gespenstern bewahren möge.

Vielleicht wohnen die Gespenster hier?

Jeder weiß, was die Kinder sich unter den Gespenstern vorstellen.

Heute nun sah ich diese Thüre offen und ich wußte, daß dieses Gebäude die Gruft unserer Familie sei.

Die Thüre, welche ich bisher nur vom Epheu umschlungen sah, stand jetzt offen und aus dem Hause strömte Lampenlicht hervor. Die zwei großen virginischen Wachholderbäume, welche vor der Gruft standen, verbargen den Lichtschimmer, daß er nicht von draußen gesehen werden konnte; er leuchtete bloß für uns.

Die vier Männer trugen den Sarg über die Treppen hinab, wir folgten ihnen.

Das ist also das Haus, wo die Gespenster wohnen und wir haben umsonst gebetet, denn jetzt müssen wir zu ihnen hinabsteigen.

Einige Treppen führten hinunter und wir gelangten in ein niedriges, mit Kieselsteinchen ausgelegtes Gewölbe, welches von der unterirdischen Feuchtigkeit im grünlichen Glanze schimmerte.

Von beiden Seiten waren in die Wand tiefe Nischen gebaut, je vier an einer Seite, und sechs davon waren bereits gefüllt. Oberhalb der Särge waren Marmortafeln angebracht, deren goldne Inschriften von denen erzählten, die darin ruhten.

Die Diener stellten den Sarg in die siebente Nische; der alte Johann faltete die Hände und sprach andächtig laut das Vaterunser, die andern drei sprachen es leise nach . . . Amen, Amen . . .

Und sie ließen uns allein.

Unsere Großmutter war bis dahin ohne ein Wort, ohne eine Bewegung in der Tiefe der Gruft gestanden, als wir aber allein waren, eilte sie wie wahnsinnig auf den Sarg zu und warf sich vor ihm auf die Erde nieder.

O, ich kann das nicht erzählen, was sie dort, außer sich, sprach.

Sie weinte, flehte und machte dem Todten Vorwürfe. Sie fuhr ihn an, wie man ein Kind ver-

weist, wenn es sich mit einem Messer in die Hand geschnitten. Sie fragte ihn, warum er das gethan habe? Dann überhäufte sie ihn wieder mit Vorwürfen, nannte ihn einen Feigen, Glenden, drohte ihm mit Gottes Zorn, mit ewiger Verdammniß; — dann bat sie ihn um Verzeihung, flehte ihn mit versöhnenden Worten an, rief ihn zurück, nannte ihn theuer, schön, gut, erzählte ihm, was er hier auf Erden für eine treue Frau habe! Wie schöne zwei Söhne! Wie er diese vergessen könne! Dann sprach sie ihm mit fanstigen, gottesfürchtigen Worten zu, er möge ein Christ sein, zu Gott zurückkehren; er möge glauben, hoffen, lieben lernen, auf Gottes unendliche Gnade vertrauen, die Schläge des Himmels ruhig ertragen . . . Dann fing sie laut zu schluchzen an, zerzauste ihre schneeweißen Locken, daß sie rings um ihr Haupt flogen und fluchte Gott.

Ich glaubte: Es sei die Nacht des jüngsten Gerichtes.

Was sind mir alle feuerspeienden Ungeheuer des Buches der Offenbarung! Was die aus der geborstenen Erde ausgespienen Todten im Vergleiche zu jenem Schrecken, mit welchem diese Stunde mich erfüllte!

Hier hatten wir unseren Vater gebracht, der eines plötzlichen gewaltsamen Todes starb, hieher hatten wir ihn heimlich und versteckt gebracht, hier bestatteten wir ihn ohne jedes christliche Zeremoniell, ohne Gesang und Glockengeläute; nicht einmal des letzten priesterlichen Segens wurde er theilhaftig, der ja auch den ärmsten Bettler begleitet, und jetzt verflucht ihn meine Großmutter hier im Hause der Todten, verflucht das Jenseits, an dessen Schwelle wir stehen und pocht mit der Verzweiflung des Wahn-

sinns an die Thüre jenes geheimnißvollen Landes, indem sie auf den Sargdeckel mit ihrer Faust schlägt.

Jetzt, mit gereiftem Verstande, da auch mein Haupt bereits grau geworden, sehe ich es ein, daß wir dort sein mußten, daß wir den bittersten Becher tropfenweise leeren mußten. O, wäre er nie für uns gefüllt worden.

Meine Großmutter brach vor dem Sarge zusammen und legte ihre Stirne auf denselben, so daß ihr langes weißes Haar auf ihn herabfloß.

Nach langer Zeit erhob sie sich; ihr Antlitz war nicht mehr verzerrt, ihre Augen nicht mehr thränenfeucht, sie wendete sich zu uns und sagte, wir mögen noch da bleiben.

Sie setzte sich auf die unterste Stufe der Stein-
treppe und stellte die Lampe vor sich hin; wir beide standen vor ihr.

Sie sah uns nicht an und versenkte ihre großen schwarzen Augen in den Glanz der Lampe, als ob sie daraus etwas zurückrufen wollte, was längst vergangen war.

Dann erfaßte sie unsere Hände und zog uns zu sich auf die steinerne Stufe.

— Ihr seid die Sprößlinge einer unglücklichen Familie, deren Söhne alle als Selbstmörder starben.

Dies war das Geheimniß, welches wie ein Trauerschleier vor dem Antlitz eines jeden reifen Mitgliedes unserer Familie hing. Unsere Alten sahen wir immer, als ob irgend ein trauervoller Nebel zwischen uns schwebte. Das war der Nebel.

— „Das lastete auf uns wie ein Gottesurtheil, wie der Fluch der Menschen, fuhr meine Großmutter mit nicht mehr zitternder Stimme fort und sprach von nun an so ruhig, als ob sie die Geschichte einer

uns ganz fremden Familie erzählte. — Euer Urgroßvater, Hiob Aronffy, der dort in der ersten Nische ruht, ließ seinen Nachkommen diese furchtbare Erbschaft, und es war die Hand seines Bruders, welche diesen Fluch auf sein Haupt schleuderte.“

„Denn es ist ein unglückliches Land, welches wir bewohnen. Auch in andern glücklichen Ländern giebt es Haß unter den Menschen; auch dort scheiden Geschwister im Zorne von einander; das Mein und Dein, die Eifersucht, der Stolz, der Neid säen auch dort Gift, doch bei uns erzeugt das verfluchte Land selbst den Haß, dieser verfluchte Boden, den wir „theures Vaterland“, dessen reine Frucht wir Vaterlandsliebe, dessen Unkraut wir Vaterlandsverrath nennen; und Jeder glaubt, seine Saat sei die reine, die seines Nächsten die böse, und darum haßt der Bruder den Bruder! Ihr versteht das noch nicht.“

„Euer Urahne lebte in jener Zeit, als große Männer glaubten, man müsse all das neu aufbauen, was halb zerfallen war. Daraus entstanden große Kämpfe, viele Täuschungen, viele Enttäuschungen; zuletzt mußte man Alles zerstören.“

„Hiob wurde auf den Akademien Deutschlands erzogen; dort wurde seine Seele mit Freisinn erfüllt, er glühte für die allgemeine menschliche Freiheit; als er zurückkehrte, fand er diese Idee im Kampfe mit einer gleich großen, mit dem Nationalgefühl. Er war für die erste begeistert, kämpfte für dieselbe. Was die Patrioten ihr Nationalheiligthum nannten, in dem sah er nichts Anderes, als die Schuld der Vergangenheit. Sein Bruder stand ihm als schroffer Gegner gegenüber. Auf dem gemeinsamen Kampfplaz begneten sie sich und es begann zwischen ihnen die endlose Zwietracht. Sie waren so treue Brüder, daß sie einander im Unglücke nie verlassen hatten, und

auf diesem Disteln erzeugenden Bogen mußten sie sich ewige Feindschaft schwören. Euer Urahne gehörte der siegreichen Partei an, sein Bruder der unterlegenen. Aber der Sieg war nicht süß.“

„Hiob gewann eine mächtige einflußreiche Stellung, badete im Sonnenglanze; aber er verlor das — was nichts ist: das Lächeln seiner alten Bekannten. Er wurde ein Herr, man fürchtete ihn, grüßte ihn von Weitem, aber Niemand stand ihm nahe und die früher, wenn sie ihm begegneten, ihn auf beide Wangen küßten, entfernten sich von ihm und grüßten ihn von der Seite mit kalter Höflichkeit. Und dann war ein Mann, der den Hut nicht vor ihm abnahm und nur darum ein Zusammentreffen mit ihm suchte um mit trotzig aufgesetzter Mühe auf ihn zuzugehen und mit durchbohrendem Blicke ihn anzuschauen: sein Bruder. Und sie waren Beide treffliche Menschen, wahrhafte Christen, die Wohlthäter der Armen, die Lieblinge ihrer Familien und hatten sich früher so innig geliebt.“

„O, dieser schmerzreiche Boden unter uns!“

„Dann stürzte das durch zehn Jahre aufgebaute System plötzlich zusammen. Josef II. zog auf seinem Todtenbette einen rothen Strich durch die ganze Arbeit seines Lebens; was bis dahin geschehen war, schwand wie ein Traum.“

„Der Boden erzitterte vom Freudengejauchze, dieser Boden, dieser bittere Boden. — Hiob aber ging in das Ofner Türkenbad und damit er nicht mehr mit seinem Bruder zusammentreffe, schnitt er sich die Halsadern auf, verblutete und starb.“

„Und sie waren Beide gute Christen gewesen, wahre Menschen im Leben, voll Ehrgefühl, weder böse noch gottlos; hatten Gott in ihrem Herzen und in ihren Thaten angebetet, und dennoch tödtete sich

der eine Bruder, um nicht mehr mit dem andern zusammenzutreffen, und dennoch sprach der andere: Es geschah ihm Recht!"

"D, dieses von unseren Thränenströmen kranke Land."

Hier schwieg meine Großmutter, als ob sie die Erinnerung an einen größeren schweren Schlag in ihre Seele zusammenfaßte. Nicht das geringste Geräusch ließ hier unten vernehmen, auch die Thüre der Gruft war geschlossen, das Seufzen des Windes drang nicht bis hieher, kein anderes Geräusch war vernehmbar, als das Herzklopfen dreier lebender Menschen.

Meine Großmutter suchte mit den Augen die an das Gewölbe geschriebene Jahreszahl, welche der durchnäste Kalk unleserlich machte.

"In jenem Jahre wurde dies traurige Haus erbaut. Hiob wurde der erste Bewohner desselben. Gerade so wie jetzt, ohne Glockengeläute, in einem Brettersarge brachte man ihn verborgen hieher und begann mit ihm die Reihe jener traurigen Opfer, denen es als Vermächtniß blieb; daß Einer den Andern nach sich ziehe."

"Denn das mit eigener Hand vergossene Blut ist ein furchtbares Verbrechen, es bespritzt die Söhne und die Geschwister. Jener spöttische Versucher, der die Hand des Vaters mit scharfem Messer gegen das eigene Herz gekehrt, steht ewig lauertnd hinter dem Rücken der Nachkommen und flüstert ihnen unaufhörlich zu: Dein Vater war ein Selbstmörder, dein Bruder suchte selbst den Tod, auch über deinem Haupte schwebt das Urtheil, wohin immer du davor flüchtest; du entgehst ihm nicht, du trägst deinen Mörder mit dir in deiner eigenen Rechten! Dieser verlockte ihn mit glänzend geschliffenem Eisen, mit

aufgezogenen Gewehren, mit furchtbar gefärbten giftigen Getränken, mit tiefen Strömen: diese spielten mit dem und suchten das, wovor sie schaudern und denken doch immer nur daran.“

„O, das ist furchtbar!“

„Daß sie nichts zurückhalten kann; daß sie nicht an die Liebe und den ewigen Schmerz derer denken, die sie hier zurücklassen und die über ihrem traurigen Tod weinen; daß sie nicht an den denken, den sie im Jenseits treffen und der sie zur Rechenschaftziehen wird: warum seid ihr gekommen, bevor ich euch gerufen?“

„Umsonst führt dies traurige Haus die Inschrift: „Führe uns nicht in Versuchung.“ Ihr könnt es ja sehen; sieben haben bereits ihre Plätze eingenommen. Alle sieben warfen der Vorsehung den Schatz zu Füßen, über den man im Himmel, Rechenschaft fordert.“

„Hiob hinterließ drei Söhne: Afusius, Gregor und Koloman.“

„Afusius war der älteste; er heiratete zuerst. Er war ein guter Mensch aber leichtsinnig und leidenschaftlich. Während eines Sommers verlor er sein ganzes Vermögen beim Kartenspiel und richtete sich zu Grunde. Aber die Armuth stürzte ihn in Verzweiflung. Er sprach zu seiner Frau und zu seinen Kindern: Bis jetzt waren wir unsere eigenen Herren, von jetzt an werden wir die Diener fremder Leute sein; Arbeiter ist keine Schande; ich werde zu irgend einer Herrschaft als Wirthschaftsbeamter eintreten.“

„Als seine Brüder sein Unglück erfuhren, gingen sie zu ihm und sprachen: Lieber Bruder! Zwei Drittel vom Vermögen unseres Vaters sind noch unverseht, komm', laß uns von Neuem theilen.“

„Und jeder von ihnen gab ihm ein Drittel seines Vermögens, damit sie wieder gleich viel haben.“

„Und Akusius jagte sich in derselben Nacht eine Kugel durch den Kopf.“

„Die Schläge eines unglücklichen Geschickes vermochte er zu ertragen, aber die Güte seiner Brüder machte ihn sich selbst so sehr verhaßt, daß er, indem er die Sorgen des Lebens von sich abschüttelte, auch auf die Freuden desselben verzichtete.“

„Akusius ließ einen Sohn und eine Tochter zurück.“

„Das Mädchen war sechzehn Jahre alt, sehr schön, sehr gut; — sehet Ihr dort ihren Grabstein? — sie verblieb in ihrem sechszehnten Jahre! Sie liebte — sie wurde unglücklich und starb.“

„Das versteht Ihr noch nicht!“

„Damals waren schon Drei in der Gruft beisammen.“

„Gregor war Euer Großvater, mein ewig unvergeßlicher, guter Mann. Meine Thränen fließen unaufhörlich, so oft ich an ihn denke, denn jeder Gedanke, der mich an ihn erinnert, ist mir süß, weil ich weiß, daß er ein vollkommener Mensch gewesen, und daß Alles, was er that, ja selbst seine letzte That, geschehen mußte; er beging sie vor meinen Augen und ich ergriff seine Hand nicht, um ihn zu hindern.“

In diesem Augenblicke leuchteten die Augen unserer Großmutter; — mich überströmte es heiß, eine ahnungsvolle Begeisterung ergriff mich — ich weiß nicht, warum? Wie können die Todten begeistern?

„Euer Großvater war ganz das Gegentheil seines Vaters, wie es hundertmal und tausendmal geschieht, daß die Söhne den Ruhm, welchen der Name ihres Vaters nach Westen hin verbreitet, nach Osten zurückführen. Ihr versteht das noch nicht.“

„Gregor stand mit Denen in Verbindung, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts unter der Leitung eines hohen Geistlichen ein anderes Jahrhundert vorbereiten wollten. Ihr Streben war nicht von Erfolg gekrönt, sie fielen mit demselben — und fielen ohne Kopf. Eines Nachmittags saß Euer Großvater im Familienkreise, das Mittagmahl war gerade zu Ende, als ein fremder Herr, ein Beamter, eintrat und mit einer Miene, welche das Bedauern nicht verbergen konnte, zu Euerem Großvater sagte, er habe Befehl erhalten, ihn zu bewachen. Gregor blieb ganz ruhig und bat den Gast nur, ihm zu erlauben, den schwarzen Kaffee auszutrinken. Dieser gewährte seine Bitte ohne Weiteres. Mein Mann rührte den Kaffee ruhig um und sprach mit dem Gaste über gleichgiltige Dinge; dieser gehörte nicht zu den mürrischen Leuten und beruhigte meinen Mann: es werde das Ganze ohne schlimme Folgen ablaufen. Mein Mann schlürfte ruhig seinen Kaffee.“

„Als er damit fertig war, stellte er die Tasse nieder, wischte seinen schönen, langen Schnurbart ab, wendete sich zu mir, zog mich an seine Brust, küßte mich auf beide Wangen, doch nicht auf den Mund, und flüsterte mir zu: Erziehe unseren Sohn gut! Damit wandte er sich zu dem fremden Herrn: Mein Herr, bemühen Sie sich meiner wegen nicht mehr, ich bin ein tochter Mann; beim Leichenschmaus sind Sie ein lieber Gast.“

„Zwei Minuten später war er todt.“

„Da ich neben ihm saß, hatte ich es ganz gut gesehen, wie er ein kleines Thürchen seines Wappens, den er am kleinen Finger trug, geöffnet hatte, wie er daraus ein weißes Pulver in die vor ihm stehende Tasse fallen ließ, wie er dasselbe gut umrührte

und langsam schlürfte, und doch konnte ich seine Hand nicht erfassen, ihm nicht zurufen: *Thu' es nicht, bleib am Leben.*"

Die Großmutter starrte mit dem verklärten Lächeln des Wahnsinns vor sich hin. Ich fürchtete, auch wahnsinnig werden zu müssen. Das Lächeln des Wahnsinns ist so bestrickend!

Sie nickte leise mit ihrem greisen Haupte, dann brach sie wieder zusammen. Es schien, daß sie lange Zeit nöthig hatte, um dies Andenken, wenn es in ihrer Seele erwacht war, wieder einzuschläfern.

„Er war bereits der vierte Bewohner dieses Hauses.“

Nach seinem Tode zog sein Bruder Koloman zu uns in's Haus. Er blieb unverheirathet; er war sehr frühe getäuscht worden und wurde Misanthrop.“

„Seine düstere Stimmung wurde von Jahr zu Jahr unheilbarer, er floh jede Zerstreung, jede Gesellschaft, dieser Garten war sein liebster Aufenthaltsort; er pflanzte die schönen Wachholderbäume vor der Thüre, welche damals noch zu den großen Seltenheiten gehörten.“

„Er verheimlichte es nicht und sprach es oft offen aus, er werde nicht anders enden, als seine Brüder.“

„Die Pistole, mit der Akusius sich erschossen hatte, bewahrte er als Reliquie, mit traurigem Scherz sagte er: das sei seine Erbschaft.“

„Hier im Garten ging er Tage lang phantasierend und nachdenkend auf und ab, einen Tag wie den andern, bis ihn der Schnee in's Zimmer drängte. Den Winter haßte er ungemein. Wenn der erste Schnee fiel, steigerte sich sein Unmuth bis zur Unerträglichkeit, er haßte die Zimmerluft und alles, was zwischen

vier Mauern zu finden ist. Wir sprachen ihm so lange zu, über den Winter nach Italien zu gehen, daß er endlich nachgab und sein Reisegepäck vorbereitete; die Postpferde waren bestellt und als des Morgens Alles zur Abreise vorbereitet war, gab er vor, noch einmal von seinen Brüdern Abschied nehmen zu wollen. In den Reisekleidern stieg er in dieser Gruft hinab, schloß die eiserne Thüre hinter sich, indem er bat, es möge ihn Niemand stören. Wir erwarteten ihn lange und als eine Stunde nach der andern verging, ohne daß er zurückgekommen wäre, gingen wir ihm nach. Wir sprengten die eiserne Thüre und fanden ihn hier in der Mitte liegen; — er war dahin gereist, von wo es keine Rückkehr mehr gibt.“

„Mit derselben Pistole, die dem Leben seines Bruders ein Ende gemacht, hatte er sich durch's Herz geschossen.“

„Nur zwei männliche Sprößlinge waren noch in der Familie übrig geblieben! der Sohn des Akusius und der meine.“

„Lorenz, so hieß der Sohn des Akusius, wurde von seiner Mutter mit zu großer Zärtlichkeit erzogen, sie liebte ihn zu sehr und verdarb ihn damit; das Kind wurde verzärtelt, empfindsam; er war eilf Jahre alt, als seine Mutter wahrnahm, daß sie ihm nicht mehr befehlen könne. Einmal beging er einen Knabenstreich, eine Kleinigkeit; was kann ein Kind von eilf Jahren für großes Verbrechen begehen? — Seine Mutter glaubte ihn deshalb schelten zu müssen; der Knabe lachte darüber, er konnte nicht glauben, daß seine Mutter wirklich zürne; da schlug ihn die Mutter auf die Wange. — Der Knabe verließ das Zimmer schweigend und stürzte sich in den Teich, welcher sich im Garten befand. . . .“

„Ist es der Mühe werth, sich einer solchen

Kleinigkeit wegen zu tödten? Eines Schlages wegen, den die weiche Hand der Mutter Einem gibt! Eine so furchtbare Rache von einem Kinde! Das Leben, welches es noch gar nicht kennt, von sich zu stoßen! Wie oft schlägt eine Mutter ihr Kind und drückt es gleich darauf wieder an ihre Brust, sie verzeihen einander, lieben einander; ist ja doch ein solcher Schlag ein Zeichen der mütterlichen Liebe! Und dieser tödtete sich deswegen!“

Mein ganzer Körper war vom kalten Schweiß bedeckt.

Auch ich fühlte diese Bitterkeit im Herzen; auch ich bin ein Kind, in demselben Alter, wie der andere war, auch mich hatte man noch niemals geschlagen; einmal hatten mich meine Eltern wegen eines muthwilligen Streiches bestrafen sollen, da trug ich mich mit dem furchtbaren Gedanken: wenn man mich schlägt, so tödte ich mich! — Also auch mich erfüllt bereits die ererbte Krankheit, auch über meinem Haupte schwebet die Hand des schrecklichen Dämons; er hat mich erfaßt, umarmt, reißt mich mit sich fort; in bin ganz in seiner Macht und nur darum entging ich ihm einmal, weil ich statt mit Schlägen mit Fasten bestraft wurde, sonst wäre ich auch schon in diesem Hause.

Meine Großmutter faltete die Hände über den Knien zusammen und erzählte weiter.

„Als dies geschah, war Euer Vater älter als Lorenz, er war damals sechzehn Jahre alt. Von seiner Geburt an, bis zu jener Zeit, gab es stürmische kriegerische Tage; alle Nationen waren im heftigen Kampfe gegen einander entbrannt; — ich konnte es kaum erwarten, daß mein Sohn so groß sei, daß er unter die Soldaten gehen könne. Dorthin, dorthin, wo der Tod die Sense mit beiden Händen gefaßt, die

Reihen der Streiter lichtet; dorthin, wo die Kinder der weinenden Mütter von den Rosseshufen zerstampft werden; dorthin, dorthin, wo man die geliebten Erstgeborenen mit verstümmelten Gliedern in das gemeinschaftliche Grab wirft, damit er nur nicht hierher, in dieses fürchterliche Haus komme! — Ja, ich freute mich, als ich wußte, daß er vor den feindlichen Kanonen stehe, und wenn die Nachricht von einer Schlacht wie eine dunkle Wolke sich über das Land hinzog, lauschte ich mit schmerzvoller Ruhe auf den Blitz, der auf mein Herz mit der Kunde niederzucken würde: „Dein Sohn ist gefallen! er starb wie ein Held!“

„Aber es geschah nicht so. Die Schlachten waren zu Ende, mein Sohn kehrte zurück.“

„Oh! es ist nicht wahr, glaubet nicht, daß ich mich über die Nachricht von seinem Tode gefreut hätte!“

„Ich freute mich wirklich, ich weinte vor Freude, als ich ihn wieder in meine Arme schließen konnte, und ich pries den Schöpfer, daß er ihn mir nicht geraubt.“

„Und wozu freute ich mich? Wozu rühmte ich mich vor der Welt: sehet, was für einen trefflichen, schönen Sohn ich habe! ein tapf'rer, stolzer Sohn! Er brachte Ruhm und Ehre nach Hause mit. Er ist mein Stolz, meine Freude! Jetzt liegt er hier! Was gewann ich, da auch er den Andern nachfolgte? Auch er, auch er, den ich inniger liebte als Alle, der hier auf Erden einen ganzen Himmel besaß.“

Mein Bruder weinte, mich schüttelte der Frost.

Da ergriff die Großmutter plötzlich unsere Hände und sprang wie wahnsinnig von ihrem Sitze auf.

— „Blicket dorthin! dort ist noch „eine“ Ni-

sche leer, nur noch für einen Sarg ist Raum. Betrachtet diesen Platz genau und gehet in die Welt hinaus und denkt daran, was Euch der Mund dieser schwarzen Höhle gesagt.“

„Ich glaubte Euch einen Eid abgenommen zu haben, daß Ihr Euch nie von Gott entfernen, daß Ihr das Unglück dieser Familie nicht vermehren werdet, doch wozu der Schwur? Damit Jemand eine Sünde mehr in's Jenseits trage, welches er in der Todesstunde verleugnet? Welcher Schwur könnte Denjenigen binden, der da spricht: „Ich brauche die Gnade Gottes nicht!“

„Doch ich brachte Euch hieher und erzählte Euch die Geschichte Eurer Familie.“

„Vieles werdet Ihr noch später davon erfahren, was Euch bis jetzt dunkel und geheim bleibt.“

„Jetzt blicket noch einmal um Euch und dann — laßt uns gehen.“

„Jetzt wisset Ihr schon, was dieses traurige Haus bedeutet, dessen Thüre während eines Menschenlebens der Epheu umrankt. Ihr wisset, daß die Familie ihre Selbstmörder hier begräbt, weil man ihnen anderwärts eine Grabstätte verweigert. Doch wisset Ihr auch, daß in diesem furchtbaren Schlafgemach nur noch für e i n e n Menschen Raum ist und für den anderen nichts mehr bleibt, als der Friedhofsgraben? —

Bei diesem Worte stieß uns die Großmutter leidenschaftlich von sich; wir hielten uns vor ihrem wahnwitzigen Blicke schauernd umschlungen.

Dann schluchzte sie laut, kam zu uns und umarmte uns mit der Kraft des Wahnsinns; sie weinte, athmete schwer und stürzte bewußtlos zusammen.

So trugen wir sie auf unseren Armen aus der Gruft.

Die Morgendämmerung hatte draußen bereits begonnen; das Morgenglößchen erklang durch die stille Luft.

. Oh! herrliche Himmelsluft, o! gesegneter Morgenhauch voll Sonnenglanz und Vogelsang!

II.

Das Tauschmädchen.

Zu jener Zeit herrschte in unserer Stadt ein lieber, alter Brauch — der Kindertausch.

In unserem polygloten Vaterlande spricht man in der einen Stadt deutsch, in der andern ungarisch; wir sollen aber alle Brüder sein, einander verstehen, und der Deutsche muß ungarisch, der Ungar deutsch lernen. Und der Friede ist heilig.

Die guten Patrioten bringen das so zu Stande.

In den deutschen, wie in den ungarischen Städten gibt es Schulen. Da schreiben denn die deutschen Eltern den Schuldirektoren in den ungarischen Städten, und die ungarischen Eltern den Professoren an den deutschen Schulen, ob unter ihrer Leitung keine Schulknaben oder Mädchen sich befinden, die man in Tausch geben oder nehmen könnte?

Die werden dann gegenseitig ausgetauscht. Ein lieber, zarter, von Frauenherzen erzeugter Gedanke!

Das Kind verläßt das Elternhaus, verläßt Vater, Mutter, Geschwister und findet wieder eine

Heimath, eine Mutter, Geschwister; — und es läßt auch im Vaterhause keine Leere zurück; an seine Stelle kömmt ein anderes Kind, und wenn die Adoptivmutter den Ankömmling mit der Zärtlichkeit, überhäuft, welche ihrem eigenen Kinde zugedacht war, so denkt sie: auch mein Kind behandelt man in weiter Ferne so zärtlich, denn die Mutterliebe kann um keinen Preis der Welt erkaufte, sondern blos im Tausch gewonnen werden.

Diese Einrichtung können blos Frauen erdacht haben, im Gegensatz zu dem rauhen Systeme, welches die Männer erfunden haben, welche für die empfänglichen, jugendlichen Herzen Klöster, Konvikte, geschlossene Kollegien gründeten, wo das Leben frühzeitig jedes Andenken an die Familie aus ihrer Seele verwischt.

Seit jenem unglücklichen Tage, welcher wie ein Fixstern sich niemals so weit entfernen kann, daß er für uns unsichtbar würde, sprach die Großmutter in Gegenwart der Mutter oft davon, es sei für uns nicht gut in der Vaterstadt zu bleiben, man müsse uns in die Fremde schicken.

Die Mutter war lange Zeit dagegen. Sie wollte nicht von uns scheiden, obzwar es ihr selbst die Aerzte anriethen. Wenn sie Krampfanfälle hatte, durften wir tagelang nicht zu ihr hineingehen, weil sie dann nur unwohler wurde.

Endlich gab sie nach und es wurde beschlossen, daß wir beide nach Preßburg geschickt werden. Mein Bruder, der bereits so erwachsen war, daß man ihn nicht mehr in Tausch geben konnte, sollte zu einem königlichen Rath in's Haus kommen gegen Bezahlung, an meine Stelle aber sollte ein kleines deutsches Mädchen zu uns in Tausch kommen, die kleine Fanni des Bäckermeisters Heinrich Fromm, die noch jünger

war als ich. — Die Großmutter sollte uns auf unserm Wagen hinbringen, (Dampfschiffe kannte man damals in Ungarn nur erst dem Namen nach) und das Tauschmädchen zu uns mitnehmen.

Eine Woche lang war das ganze Haus damit beschäftigt, für uns zu nähen, zu waschen, zu plätten und zu packen; man versah uns mit Winter- und Sommerkleidern, für mich schnitt man sie sehr weit zu, da ich stark im Wachsen war. Am letzten Tage bucht man uns Kuchen auf den Weg mit, als ob wir bis ans Ende der Welt hätten reisen sollen und am Abend nachmahlten wir früher, damit wir früh erwachen, weil wir noch in der Morgendämmerung aufbrechen sollten.

Für mich war dies die erste Entfernung vom Elternhause.

Seit damals mußte ich noch oft von dem Theuersten scheiden, noch oft hatte ich schweres Leid zu ertragen, unsäglich schweres; doch daß mich dies erste Scheiden am meisten schmerzte, beweist, daß ich nach so langer Zeit mich noch so lebhaft daran erinnere.

Als ich allein in meinem Zimmer war und mich Niemand sah, da nahm ich von jedem Gegenstande besonders Abschied, der mich bisher umgeben hatte: Lebe wohl, du gute, alte Wanduhr! Lebe wohl, du schönes Reißbrett! wird mein Nachfolger dich so Lieben, wie ich? Lebet wohl, ihr theuren Spielsachen! bis ich zurückkehre, werden wir einander nicht mehr erkennen. Mein schöner Kabe, den ich sprechen gelehrt, der du den Namen „Lorand“ so gut ruffst, vor wem wirst du fortan deine Sprünge machen? Und du, alter treuer Hund, lebst vielleicht gar nicht mehr, wenn ich zurückkomme? Hat ja die alte Susanne selbst gesagt: ich werde Sie nie mehr

sehen, Herr Dezsö; Bis dahin hatte ich immer geglaubt, die Alte nicht leiden zu können und erst jetzt nahm ich wahr, daß es mir schwer fiel, auch sie zurückzulassen.

Und erst die liebe Mutter, die immerwährend krank war, und die Großmutter, die schon so grau war!

Und wie der Schmerz in steter Steigerung die Saiten meines Herzens erklingen machte, von den todtten Gegenständen zu den Lebenden, von den lieb gewonnenen Hausthieren zu den bekannten Menschen, von diesen zu den Theuersten, an welche wir mit ganzem Herzen gewachsen sind, zog er mich bis zu den Todten, zu den Begrabenen, und da that es mir wehe, daß man uns nicht wenigstens auf einige Minuten in das einsame Haus eintreten ließ, dessen Thüre der Epheu auf's Neue umspinnt, damit ich hineinflüstern könne: „Lebet wohl, lebet wohl! ich bin zu Euch zum letzten Mal gekommen.“ — Und ich muß fort von hier, ohne daß ich ihm mit Einem Worte zuflüstern könnte: ich liebe ihn auch jetzt; — und er wartet vielleicht darauf; vielleicht wäre es der armen Seele einzige Freude gewesen, zu sehen, daß, trotzdem sie nicht in geweihtem Raume ruhen kann, trotzdem sie nicht den Weg in den heiteren Himmel finden kann, weil sie den Engel, der sie dahin geleiten sollte, nicht erwartete, und jetzt dort ruhen muß unter den Zweigen der Trauerweiden, die sich auf ihr Grab senken, daß trotz alledem die Söhne sie noch jetzt lieben?

— O Loránd! ich kann nicht einschlafen, weil ich von dem Hause am Bache nicht Abschied nehmen konnte.

Mein Bruder seufzte und wendete sich im Bette um.

— Auch mich plagt derselbe Gedanke, mein Bruder!

Ich hatte immer einen festen Schlaf (welches Kind hat ihn nicht?), doch niemals fiel mir das Aufstehen so schwer, als am Morgen der Abreise.

Uebermorgen schon wird ein fremdes Kind in diesem Bette schlafen.

Beim Frühstück waren wir noch einmal beisammen; die Lampe mußte angezündet werden, denn es war noch vor Tagesanbruch.

Die Mutter stand oft von ihrem Plaze auf, um meinen Bruder zu umarmen und zu küssen; sie überhäufte ihn mit Schmeicheleien und nahm ihm das Versprechen ab, er werde oft schreiben, ihr sofort Nachricht zukommen lassen, wenn ihm etwas fehlen wird, und daran denken, daß jede schlimme Kunde hier zu Hause zwei Herzen bräche.

Zu mir sagte sie nur, ich möge den Kaffee trinken, so lange er warm ist, denn die Morgenluft draußen sei sehr kühl.

Auch die Großmutter war nur mit meinem Bruder beschäftigt; sie fragte ihn: ob er das und jenes, was er nöthig brauche, mit eingepackt habe? ob er die Zeugnisse bei sich habe? — All' das erregte eher mein Staunen, als meinen Neid. Pfllegt man doch gewöhnlich das jüngste Kind zu verzärteln?

Als der Wagen vor der Thüre hielt, nahmen wir die Reisemäntel um, verabschiedeten uns der Reihe nach von den Hausleuten, die Mutter kam auch dann, auf Loránd's Schulter gestützt, bis an's Hausthor, flüsterte ihm zärtliche Worte zu, umarmte und küßte ihn dreimal, bis die Reihe an mich kam.

Als sie dann mich umarmte und auf die Wangen küßte, raunte sie mir in's Ohr:

„— Mein liebes Kind, — gib auf deinen Bruder Loránd acht!“

„Ich“ soll auf Loránd acht geben? Das Kind auf den Jüngling? der Jüngere auf den Aelteren?

Auf dem langen Wege dachte ich hierüber nach ohne es mir erklären zu können.

Auf die Eindrücke der Reise erinnere ich mich nicht mehr, ich glaube auf dem Wagen geschlafen zu haben. Vom frühen Morgen bis spät am Abend dauerte die Reise nach Preßburg, und erst gegen Sonnenuntergang fing mich ein neuer Gedanke zu beunruhigen an, mit dem ich mich bisher nicht beschäftigt hatte; — „wie mag wohl das Kind aussehen, für welches man mich in Tausch gibt, welche am Tisch, im Schlafzimmer und im Schoße meiner Mutter meinen Platz einnehmen soll? Ist es klein? groß? schön oder häßlich? gehorsam oder muthwillig? hat es Geschwister, die meine Geschwister werden? fürchtet es vor mir, wie ich vor ihm?“

Denn ich fürchtete sehr davor!

Wie auch nicht? Vor einem Kinde, das mir auf dem Kreuzwege mit dem Gedanken begegnet, statt meiner das Kind meiner Mutter zu werden und mir dafür die eigenen Eltern läßt!

Wenn diese auch regierende Fürsten wären, der Verlust müßte auf meiner Seite sein.

Ich gestehe, daß ich eine gewisse süße Bitterkeit in dem Gedanken fand, daß das Tauschkind ein schlechtes, ungerathenes Geschöpf sein könne. Meine Mutter werde mich feinetwegen oft erwähnen. — Wie aber, wenn's gerade umgekehrt wäre? wenn es ein sanftes, engelgleiches Kind ist, welches mir die Liebe der Mutter rauben wird?

So zitterte ich vor dem Geschöpfe, das geboren wurde, um für mich ausgetauscht zu werden.

Gegen Abend sagte meine Großmutter, man könne schon die Stadt erblicken.

Ich saß mit dem Rücken gegen das Ziel der Reise gewendet und mußte mich umkehren, um die Stadt zu sehen.

Von fern erblickt man auf der Spitze eines Berges das Gerippe eines Gebäudes mit vier Säulen, die in die Luft ragen; das fällt zuerst in's Auge.

— Welch' ein riesiges Schaffot! sprach ich zu meiner Großmutter.

— Das ist kein Schaffot, mein Sohn, erwiderte sie; es ist die Ruine der Preßburger Burg.

— Seltsame Burgruine. In mir blieb der erste Eindruck lebhaft; ich hielt sie immer für einen Nichtplatz.

Es war bereits spät, als wir in die Stadt einfuhren; zu meiner Geburtsstadt verglichen, war das eine große Stadt; solche Auslagen hatte ich noch nie gesehen, und auch die Trottoirs für die Fußgänger erregten meine Bewunderung. Hier mögen wohl große Herren wohnen.

Herr Fromm, der Bäckermeister, bei dem ich wohnen sollte, hatte sich's ausbedungen, daß wir in keinem Gasthose absteigen, da er uns Alle gerne bei sich sehe. Da er uns seine Adresse geschrieben hatte, fanden wir seine Wohnung leicht. Er hatte ein schönes, einstöckiges Haus in der Fürstenalle; voran war ein offenes Gewölbe, auf dessen Schild friedliebende Löwen gemalt waren, welche Semmel und Brezen zwischen den Zähnen hielten.

Herr Fromm erwartete uns selbst in der Gewölbthüre und eilte selbst die Wagenthüre zu öffnen. Er war ein Mann von gedrungenener Figur mit run-

dem Gesicht und kurzgeschnittenem Schnurbart und ebenso kurzgeschnittenem, dichtem, mehlweißem Haar.

Der gute Herr half der Großmutter aus dem Wagen, schüttelte auch meinem Bruder die Hand und sprach deutsch mit ihnen; als ich aber vom Wagen stieg, legte er mit eigenthümlichem Lachen die Hand auf meinen Kopf:

— Iste puer?

Dann streichelte er mir die Wangen:

— Bonus, bonus!

Es war von doppeltem Nutzen, daß er lateinisch sprach, denn da ich nicht deutsch und er kein Wort ungarisch verstand, konnten wir eine neutrale Sprache als Vermittlungsorgan zu Hilfe rufen, welche uns von dem Verdachte befreien konnte, als ob wir Beide taubstumm wären; zweitens bekam ich dadurch großen Respekt vor dem wackeren Manne, da auch er sich mit den Wissenschaften beschäftigt hatte und außer den technischen Kenntnissen seines Handwerks auch in der Sprache Cicero's bewandert war.

Meine Großmutter und Boránd ließ Herr Fromm vorangehen, über eine enge Treppe in den ersten Stock; mich aber hielt er fortwährend am Kopfe, als ob er ein Griff wäre, an welchem man mich ziehen konnte.

— Veni puer. Hic puer secundus. Filius meus.

Also auch ein Knabe ist im Hause; ein neuer Schrecken für mich.

Est studiosus!

Also auch ein Student; das trifft sich gut. So können wir zusammen in die Schule gehen.

— Meus filius magnus asinus.

Eine schöne Anerkennung von einem Vater.

— *Nescit pensum, nunquam scit.*

Damit war sein Latein zu Ende und er zeigte mir pantomimisch etwas, woraus ich ungefähr entnahm, daß der filius am heutigen Festtage dazu verurtheilt wäre, nichts zu essen zu bekommen, bis er seine Lektion erlernt und bis dahin auf seinem Zimmer eingesperrt zu bleiben.

Das war nicht darnach angethan, mich sehr für ihn einzunehmen.

Wie wird erst die „*mea filia*“ aussehen?

Ich hatte noch nie das Innere eines Hauses, wie des Fromm'schen gesehen. Das unsere zu Hause hatte bloß ein Erdgeschos mit geräumigen Zimmern, breiten Korridoren, einem Hofe und Garten; in das Fromm'sche mußte man zuerst einen schmalen Gang passiren, von dort eine Wendeltreppe hinaufklettern, dann folgten erst so viele Thüren, größere und kleinere aufeinander, daß, als wir auf den vergitterten Gang gelangt waren und ich in den tiefen schmalen Hof hinabblickte, ich nicht begreifen konnte, auf welche Weise ich hinaufgelangt sei, und noch weniger, wie ich jemals von hier werde hinunter kommen können?

Papa Fromm führte uns dann direkt in das Empfangszimmer.

So will ich ihn fortan nennen, ich gewöhnte mich daran und that es gern.

Im Zimmer waren bereits die Kerzen angezündet, der Tisch war zur Tafel gedeckt, es schien, als ob man uns früher erwartet hätte.

Auf dem Sopha saßen zwei Frauen; die eine war Mama Fromm, die andere die Großmama.

Mama Fromm war eine magere, hochgewachsene Frau, die blonde Lösschen (Schneckerl) auf der Stirne trug, sie hatte blaue Augen, eine scharfe Nase

von deutschem Schnitt, ein spitzes Kinn und auf der Oberlippe eine Linse.

Die Großmama glich der Mama Fromm vollkommen, nur daß sie etwa um dreißig Jahre älter sein mochte; sie war noch magerer, ihr Gesicht noch schärfer; auch sie trug blonde Schneckerl, nur daß diese, wie ich zehn Jahre später erfuhr, nicht vom eigenen Haare waren; auch sie hatte eine Warze, doch an der Kinnspitze.

Auf einem kleinen Lehnstuhl saß Diejenige, mit welcher man mich vertauschen wollte.

Fanni war um ein Jahr jünger als ich; — sie glich weder der Mutter noch der Großmutter, nur hatte auch sie die Familienwarze in Linsenform auf der linken Wange.

Schon auf dem ganzen Wege hieher war ich von unangenehmen Vorgefühlen für sie erfüllt, ihr Anblick erschreckte mich noch mehr.

Sie hatte ein ewiglachendes, blühendes Gesicht, verflucht falsche blaue Augen, ein allerliebstes Stumpfnäschen, wenn sie lachte, hatte sie Grübchen in den Wangen; ihr Mund, mit einem spöttischen Zuge, war immer bereit zum Lachen, und dann leuchteten zwei Reihen weißer Zähne hervor; — sie war mit einem Worte häßlich wie der Teufel.

Als wir eintraten, waren alle Drei mit Stricken beschäftigt; als die Thüre aufging, legten sie die Strickerei nieder; Fanni warf sie so rasch weg, daß der Baumwollknäuel unter das Sopha rollte; und alle Drei kamen uns aufs Freundlichste entgegen.

Ich küßte den beiden Frauen die Hand und wurde von ihnen mit mütterlicher Zärtlichkeit abgeküßt; aber meine ganze Aufmerksamkeit war auf die kleine, lebhafteste Zauberin gerichtet, welche nicht

wartete, wie ich, bis die Adoptivmutter sie zu sich hinzog, sondern zu meiner Großmutter hinlief, sich an ihren Hals hing, sie küßte und einen Knix vor ihr machte. Lorand küßte sie sogar zweimal und blickte ihm kühn ins Auge.

Mich überließ es eiskalt. Wenn dieser kleine, stumpfnäsige Kobold die Kühnheit so weit treiben sollte, auch mich zu küssen, so wußte ich wirklich vor Schrecken nicht, was anzufangen.

Und doch konnte ich dem auf keine Weise entgehen. Die schreckliche kleine Zauberin stürmte, nachdem sie mit den Andern ihre Rechnung abgeschlossen, auf mich zu, nahm meinen Kopf in ihre Hände und küßte mich so herzlich, daß es mir schwindlig wurde; dann schlang sie ihren Arm in den meinen und zog mich auf den kleinen Lehnstuhl, von dem sie soeben aufgestanden war und zwang mich, neben sich hinzusetzen, so daß wir kaum Platz darin hatten, sprach in der mir fremden Sprache von tausenderlei Dingen zu mir, woraus ich nur den Schluß ziehen konnte, welch' lärmenden Teufel meine arme gute Mutter ins Haus bekommt an die Stelle ihres ruhigen, schweigsamen Söhnleins; ich weiß, sie werde ihre Tage verbittern! Ihr Mund steht keinen Augenblick still und ihre Stimme klingt hell wie ein Glöcklein.

Auch das war eine Familieneigenheit. Auch Mama Fromm besaß eine unverstiegbare Quelle jenes Schazes, den wir Beredtsamkeit nennen; auch hatte sie eine scharfe, starke Stimme dazu, so daß Niemand vor ihr zu Worte kommen konnte. Ihre Rede floss wie ein sprudelnder Bach. Auch die Großmama besaß dieselbe Gabe, nur hatte sie keine Stimme mehr; aus ihrer Rede verstand man bloß

jede zweite Silbe, so wie bei alten Leierkästen manches Pfeifchen nicht mehr spielt, sondern blos bläst.

Wir mußten schön zuhören.

Für mich war das um so leichter, da ich nicht einmal eine Ahnung davon hatte, wovon denn in der fremden Sprache gesprochen wurde. Nur so viel konnte ich entnehmen, daß, wenn die Frauen zu mir sprachen, sie mich fortwährend „Istó“ nannten, was ich für einen sehr schlechten Spaß fand, da ich nicht wußte, daß sie damit sagen wollten: „Iß doch.“

Mann hatte nämlich bereits den Kaffee mit seinen Ripseln aufgetragen, welche Papa Fromm unter eigener Aufsicht für uns hatte bereiten lassen.

Selbst der kleine, muthwillige Dämon sagte mir: „iß doch“, nahm ein Ripsel, tauchte es in meinen Kaffee und steckte es mir mit Gewalt in den Mund, da ich ihre Aufforderung nicht verstehen wollte.

Doch war ich nicht hungrig.

Man trug Vielerlei auf, doch ich mochte nichts; Papa Fromm sprach mir immer lateinisch zu: „comedi! comedi!“ („iß“), worüber die Mama und Großmama ihn gehörig ausmachten, wie er ihren theuern Gugelhupf „Komödie“ nennen könne.

Fanni mußte man freilich nicht erst zureden. Auf den ersten Blick konnte man's merken, sie sei das Lieblingskind der Familie, dem Alles erlaubt ist. Sie nahm von allen Speisen doppelte Portion und erst nachdem sie genommen hatte, fragte sie: „Darf i?“ dessen Bedeutung ich sofort aus ihrer Stimme und ihrem Kopfnicken entnahm.

Doch verzehrte sie es nicht selbst, sondern hatte die Reckheit, davon auch auf meinen Teller zu legen, worüber die Großmutter sich weidlich ärgerte. Ich verstand nicht, was sie sprach, doch vermuthe ich, daß sie die Kleine darüber anfuhr, warum sie das „neue

Kind“ an die Vielesferei gewöhnen wollte. Ich hatte überhaupt von Hause aus den Verdacht mitgebracht, daß, wenn zwei Personen vor mir deutsch sprachen, sie gewiß ein Komplott gegen mich schmiedeten, dessen Ende es sein muß, daß ich entweder etwas nicht bekommen, oder zu Hause gelassen werden sollte, wenn ich mich schon auf eine Reise im Voraus gefreut hatte.

Ich wollte schon darum nichts von dem anrühren, was das kleine Stumpfnäschen mir vorlegte, weil sie es mir gegeben. Wie wagt sie auch mit den kleinen Händchen, die nicht größer waren, als Katzenpfötchen, in meinen Teller zu greifen?

Da ich nichts annehmen wollte, gab sie es der kleinen Kaze; doch auch das endete damit, daß sie wieder mit mir anfang, indem sie die kleine Kaze auf den Tisch setzte, aus der Serviette einen Schawl um ihren Hals band, ihr das auf die Leuchter gesteckte bunte Papier als spanischen Hemdkragen anzog und von mir verlangte, ich möge die Vorderfüße halten, bis sie ihr eine Haube gemacht.

Unerhörte Kühnheit! Von mir, dem Lateinschüler, zu verlangen, daß ich mit der kleinen Kaze spiele.

— Schiz! rief ich der bösen Bestie zu, was diese trotz ihrer fremden Nationalität zu verstehen schien, da sie plötzlich vom Tische sprang und davonlief.

Darüber wurde auch das Stumpfnäschen zornig und rächte sich empfindlich an mir, indem sie sich sanft an die Großmutter schmiegte, ihr die Hand küßte und sich später in ihren Schoß drängte; mir kehrte sie den Rücken zu, blickte mich hie und da an, und wenn ich ebenfalls hinsah, wendete sie ihren Kopf plötzlich ab, als ob ich sie sehr verletzt hätte.

Stumpfnäsiger Robold!

Da nimmt sie meinen Platz bei der Großmutter ein — vor meinen Augen.

Warum ich sie anblickte, wenn ich ihr so sehr zürnte?

Wahrhaftig nur um zu sehen, wie weit sie ihre Kühnheit treiben werde.

Ich war weit mehr mit dem fruchtlosen Kampfe beschäftigt, einer Unterhaltung, welche in einer mir fremden Sprache geführt wurde, einen verständlichen Inhalt zu entnehmen, ein Streben, welches jedem Menschen eigen ist, in dessen Blut ein Tropfen menschlicher Neugierde gemengt ist und das bekanntlich immer erfolglos bleibt.

Eine „Kombination“ glückte mir doch.

Der Name „Heinrich“ schlug oft an mein Ohr. Auch Papa Fromm hieß Heinrich, da er jedoch selbst den Namen oft aussprach, so konnte er nur den Sohn meinen. Meine Großmutter sprach mit bedauernder Stimme von ihm, Papa Fromm hüllte sich in unerbittliche Strenge, wenn er über diesen Gegenstand Aufklärungen gab und aus seiner Rede konnte ich die Wörter: „prosodia“, — „pensum“, — „labor“, — „vocabularium“ und andere bekannte Ausdrücke des Küchenlatein sehr oft entnehmen, unter denen die „secunda“, — „tertia“, — „carcer“, als genügender Kompaß dienen konnten, daß ich auf Grund dieser Daten zum folgenden Thatbestande gelangen konnte: „Mein Freund Heinrich darf heute nicht zum Nachtmahl kommen, weil er seine Lektion nicht wußte und muß Zimmerarrest aushalten, bis er sich nicht dadurch eines bessern Loses verdient macht, daß er die Namen einer Masse von unverzehrbaren Gegenständen in der Sprache einer bereits ausgestorbenen Nation auswendig gelernt.“

Armer Heinrich!

Es war für mich immer ein unträglicher Gedanke, daß Jemand hungern solle, und noch dazu aus Strafe hungern. Es läßt sich begreifen wenn man ein Kind in der ersten Aufregung schlägt, doch es mit kaltem Blute zum Hungern zu verurtheilen, es zu zwingen, gegen den eigenen Körper anzukämpfen, gegen das Herz und den Magen zugleich sich zu wehren, das hielt ich immer für eine große Unbarmherzigkeit.

Auf Grundlage dieser Zusammenstellung glaubte ich, daß eine der guten Brezen, welche das lecke Mädchen auf meinen Teller gehäuft, für Heinrich bei Seite gesteckt, nicht verloren gehen würde.

Ich wartete bis Niemand auf mich sah, und ließ glücklich eine Breze in die Tasche gleiten.

Doch nein! Der kleine stumpfnäsige Kobold hatte es bemerkt und fing an zu lachen. Er hatte gerade hingeblickt. Plötzlich jedoch bedeckte er den Mund mit den Händen und sicherte in die Handfläche, doch mit den falschen Augen lachte er mir auch dann noch in's Gesicht.

Was wird er von mir denken? Vielleicht wird er glauben, ich sei feige genug, bei Tische nicht zu essen zu wagen, und Nimmersatt genug, mich nicht mit dem zu begnügen, was ich bekam.

O, wie schämte ich mich vor der Kleinen! Ich wäre zu jedem Opfer bereit gewesen, damit meine That geheim bleibe; ich wäre im Stande gewesen, damit sie es Niemandem sage, sie vielleicht sogar zu küssen . . . so erschrocken war ich.

Meine Furcht wurde noch durch die Großmama gesteigert, welche zuerst den mit Brezen beladenen Teller scharf anblickte, dann sämmtliche auf dem Tische befindliche Teller ansah, dann mit ihren

Blicken wieder zu dem ersteren zurückkehrte, dann den Plafond anstarrte, als ob sie etwas im Kopfe berechnete, dann sehr bedenklich das Haupt schüttelte.

Wer hätte diese stumme Sprache nicht verstanden? Jetzt zählte sie wie viel Brezen noch da sind, wie viel Jeder verzehrt hatte, wie viel aufgetragen. Addition, Subtraktion. Und es resultirt, daß eine Breze fehlt. Wohin ist diese gekommen? Das hat eine Inquisition zur Folge; man untersucht, findet sie bei mir; diese Schande wäscht kein Wasser der Welt mehr von mir.

Jeden Augenblick erwartete ich, daß der kleine Dämon mit dem kleinen, niemals ruhigen Händchen auf mich zeigen und rufen werde: „Dort ist die Breze in der Tasche des neuen Kindes!“

Schon kam sie zu mir hin und ich bemerkte, daß Papa, Mama und Großmama Fromm mich fragend anblickten und irgend eine furchtbare Interpellation an mich richten, die ich wohl nicht verstand, aber dennoch ahnte. Und weder mein Bruder, noch meine Großmutter kamen mir zu Hilfe, um sie mir zu erklären.

Statt dessen neigte sich der kleine Dämon zu mir und wiederholte dieselbe Frage, erläuterte sie pantomimisch, indem er die eine Handfläche auf die andere legte, sich mit der Wange darauf stützte und die Augen sanft schloß.

Ach! sie fragt mich, ob ich nicht schläfrig sei!

Merkwürdig, daß dieses unausstehliche Geschöpf mir Alles verständlich machen kann.

Niemals wurde diese Frage zu geeigneterer Zeit an mich gerichtet; ich athmete auf.

Ich nahm mir vor, sie fortan nicht mehr stumpfnäsiger Kobold zu nennen.

Meine Großmutter erlaubte mir fortzugehen,

Fannchen werde mich bis zu meinem Schlafzimmer führen; ich werde mit Heinrich in einem Zimmer schlafen. Ich küßte dann Allen der Reihe nach die Hand und war so befangen, daß ich selbst Fanni die Hand küßte. Und der kleine Bösewicht hinderte es nicht, sondern lachte mich dann aus.

Dieses Mädchen wurde also dennoch nur dazu geboren, um mich zu ärgern.

Sie nahm die Kerze in die Hand und sagte, ich möchte ihr folgen, sie werde mich führen.

Ich folgte ihr.

Doch kaum hatten wir den Gang passirt, als der Wind die Kerze auslöschte.

Wir blieben im Finstern, denn die Treppe war durch keine Lampe beleuchtet, nur aus einer unterirdischen Höhle strömte eine gewisse Helligkeit hervor, warscheinlich der Widerschein des Backofens, doch auch diese schwand, als wir über den Gang hinaus waren.

Fanni lachte, daß die Kerze ausgelöscht war und wollte den Docht wieder zur Flamme ansachen. Da ihr das nicht gelang, stellte sie den Leuchter nieder und indem sie meinen Arm nahm, beruhigte sie mich, sie werde mich auch so hinaufführen.

Dann zog sie mich, ohne meine Bemerkungen abzuwarten, in der dichten Finsterniß nach sich.

Erst sprach sie, um mir Vertrauen einzulößen, dann begann sie zu singen, vielleicht würde ich das besser verstehen, und suchte mit den Händen umher-tappend die Thüren, mit den Füßen die Stufen der Treppe.

Ich dachte unterdeß fortwährend: „Jetzt wird diese malitiöse Spitzbübkin mich in irgend eine Mehlkammer führen, mich dort einsperren und bis zum Morgen dort lassen, — oder mich im Finstern in

einen Backtrog hineinsteigen lassen, wo ich bis an den Hals in gährendem Semmelteig versinken werde, denn sie ist zu Allem fähig!

Arme, liebe, gute Fanni! So zürnte ich Dir, so haßte ich Dich, als ich Dich zum ersten Mal sah! . . . und doch — wie werden wir grau ??? — —

— — — — —

— — — — —

Ich hätte es nie geglaubt, daß Jemand sich in finsterner Nacht in dem gewundenen Labyrinth orientiren könne, in welchem ich am helllichten Tage mich nicht auskannte.

Am meisten wunderte es mich, daß dieses außerordentlich waghalsige Mädchen, während es mich in dieser Finsterniß am Arme führte, so sehr die Gelegenheit auch einladend war, der Versuchung widerstehen konnte, mich bei den Haaren zu ziehen.

Ich hatte es sicher erwartet.

Endlich gelangten wir an eine Thüre, vor welcher keine Lampe brennen mußte, um uns über die gesuchte Nummer zu vergewissern. Durch die Thüre drang die traurigste aller menschlichen Stimmen, welche wir vernehmen, wenn ein Kind irgend eine ihm unverständliche Zeile laut herplappert, und sie zwanzigmal, fünfzigmal, tausendmal auf's Neue hersagt, während die hergeplapperte Zeile ihm noch immer unverständlich bleibt und nicht in den Kopf des Kindes hinein will.

Durch die Thüre erscholl es weithin, wie irgend ein verzwickter, lateinischer Fluch:

„His atacem, panacem, phylacem, coracem-que, facemque!

Dann wieder dieselben Wörter.

Dann abermals und abermals.

Fanni legte ihr Ohr an die Thüre und er-

griff meine Hand, damit ich ruhig sei. Dann lachte sie laut.

Giebt's denn etwas, was mehr zum Lachen bewegt, als ein armer, dickschädlicher Studiosus, der die für jede Lebenskarriere so unentbehrliche Regel nicht auffassen kann, nach welcher die zweite Silbe der griechischen Wörter dropax, antrax, climax, u. s. w. in der ersten Endung lang, in der zweiten kurz sind. Daraus kann man später, wenn man in großes Leid geräth, großen Nutzen ziehen.

Aber Fanni fand alles sehr lächerlich.

Dann öffnete sie die Thüre und ließ mich nachkommen.

Es war ein kleines Zimmer unterhalb der Treppe; darin standen zwei Betten einander gegenüber; in dem einen erkannte ich meine Kopfkissen, dort werde also ich schlafen. — Neben dem Fenster stand der Schreibtisch, auf welchem eine Talgkerze brannte, deren Docht bereits zu einem glühenden Knoten angewachsen war, ein Zeichen, daß Derjenige, der ihn hätte abpuzen sollen, in eine furchtbare Arbeit so sehr vertieft war, daß er gar nicht wahrnimmt, ob's hell oder finster um ihn her sei.

An diesem Tische saß mein Freund Heinrich, die Arme auf die Ellbogen gestützt und mit beiden Händen im Haare wühlend und büffelte erbarmungslos aus einem Buche, dessen Blätter bereits ganz zerknittert waren von der häufigen Benützung.

Als die Thüre aufging, erhob er seinen Kopf von dem verfluchten Buche.

Er sah seiner Mutter und Großmutter sehr ähnlich, hatte eine ebenso scharfe Nase, nur war sein Haar borstenartig wie das des Papa Fromm, mit dem Unterschiede, daß es schwarz und nicht so kurz geschnitten war, in einem Schopfe aufrecht stand und

nach vorne ein Vordach bildete, wie der Schirm einer Kaskete. Uebrigen 3 hatte auch er die Familienwarze, nur befand sie sich zufällig auf der Nasenspitze.

Als er vom Buche aufblickte, überzogen während einer Minute Schrecken, Freude, Verdacht sein Gesicht.

Der arme Bursche glaubte, er habe Amnestie erhalten und der Herold komme mit weißer Serviette, ihn zum Nachtmahle rufen; Fanni lächelte er bittend und flehend an, als er aber mich erblickte, wurde er ganz verwirrt.

Fanni trat mit strengem Gesichte vor ihn hin, stemmte eine Hand in die Hüfte, zeigte mit der andern auf das aufgeschlagene Buch; wahrscheinlich fragte sie ihn, ob er die Lektion schon wisse!

Der lange Junge stand gehorsam vor der kleinen Inquirentin auf, die ihm kaum bis an die Schulter reichte und begann sich zu räuspern. Er reichte Fanni das Buch hin, warf noch einen letzten Blick auf die schmutzigen, unverdaulichen Zeilen, athmete tief, als ob er jedes Hinderniß von den auszusagenden Wörtern wegräumen wollte, hustete einige Mal, verdrehte die Augen und begann:

„His atacem, phylacem“

Fanni schüttelte den Kopf; nicht gut.

Heinrich erschrad und begann von Neuem.

„His atacem, coracem“

Wieder nicht gut. Der arme Junge fing wohl fünf, sechs Mal an, doch konnte er die heidnischen Wörter nicht in Reih' und Glied bringen und da das schlimme Mädchen immer den Kopf schüttelte, wenn Heinrich einen Fehler machte, gerieth er zuletzt in solche Verwirrung, daß er auch den Anfang vergaß, worauf er dann roth wurde vor Zorn, mit knirschenden Zähnen das verfluchte Buch aus Fanni's Hän-

den riß und es vor sich auf den Tisch niederschleuderte, mit Ingrimm wieder die heidnischen Wörter zu büßeln begann und mit hervortretenden Augen die tausend Mal hergesagte teufelbannende Formel las: „his-
atacem, panacem, coracem, phylacemque, facem-
que“, indem er sich bei jedem Worte einen Streich mit dem Elbogen auf den Schädel versetzte.

Fanni lachte unbändig über diese Szene.

Ich aber bedauerte den Leidensgefährten auf's Innigste. Ich lernte leichter; — ich blickte auf ihn herab, wie ein großer Herr aus dem Glasfenster einer Kutsche auf einen Barfüßigen.

Fanni war unbarmherzig gegen ihn.

Heinrich blickte zu ihr auf und wenn ich auch seine Worte nicht verstand, so las ich doch aus seinen Augen, daß er etwas zu essen verlange.

Die unbarmherzige, hartherzige Schwester konnte es ihm verweigern.

Ich wollte mich mit meiner Gutherzigkeit hervorthun, — ohnehin trieb mich die Eitelkeit, dem bösen Geschöpfe zu zeigen, daß ich die Breze vom Teller nicht für mich aufgehoben; ich trat zu Heinrich hin, legte mit herablassender Freundschaft die Hand auf seine Schulter und drückte das für ihn aufbewahrte Backwerk in seine Hand.

Heinrich warf mir Blicke zu, wie ein wildes Thier, welches sich gegen das Streicheln wehrt und schleuderte die Breze mit solcher Kraft unter den Tisch, daß diese in tausend Stücke zersprang.

— Dummer Kerl!

Ich erinnere mich genau, daß dies der erste Titel war, mit dem er mich beehrte.

Dann stand er auf, faßte mich beim Schopfe und fuhr mir mit der Faust über den Kopf, indem er mit Wucht darauf losdroß.

In der Kunstsprache der Schule nennt man das „Holzbirn.“

Diejenigen, welche sich noch der symbolischen Bedeutung dieses Ausdruckes erinnern, werden es wissen, daß man unter „Holzbirn“ die unendliche Verachtung der großen Studenten gegen die kleinen versteht und daß dies daher unter die Beleidigungen gehört, welche selbst die Diplomaten nicht ungestraft einstecken dürfen.

Und noch dazu vor diesem Mädchen!

Heinrich war um einen Kopf höher als ich; doch hielt mich das nicht ab, ihn um die Taille zu fassen und den Ringkampf zu beginnen. Er wollte mich in mein Bett drängen, doch mit einem heftigen Ruck warf ich ihn in sein Bett, dann preßte ich seine Hände auf die Brust und fuhr ihn an:

— Hebst Du sogleich die Breze auf? Wirfst Du sie sofort aufklauben?

Eine Zeit lang stieß und biß mein Freund Heinrich; dann fing er an zu lachen und zu meinem größten Erstaunen bat er mich in lateinischer Sprache, ich möge ihn loslassen, wir werden gute Kameraden sein. Ich ließ ihn los; wir schüttelten uns die Hände; er wurde plötzlich ganz guter Laune.

Am meisten wunderte es mich, daß Fanni ihrem Bruder nicht zu Hilfe gekommen war, daß sie mir nicht die Augen ausgekratzt, sondern hell lachte, jauchzend in die Hände klatschte und sich sehr gut zu unterhalten schien.

Dann suchten wir alle Drei die Stücke des zerbrochenen Gebäckes für Heinrich zusammen, welche der gute Bursche mit befriedigtem Gesichte ihren natürlichen Weg wandern ließ und auch Fanni gab ihm einige Äpfel, die sie für ihn weggeschmuggelt

hatte. Ich fand es wunderbar, daß das impertinente Kind an dasselbe gedacht hatte, wie ich.

Von dieser Stunde an blieben ich und Heinrich stets gute Freunde. — Wir sind es auch jetzt noch. —

Als wir uns niederlegten, war ich neugierig, wovon ich in diesem fremden Hause träumen werde. Es ist eine weitverbreitete Sage, daß Träume in Erfüllung gehen, welche man in einem Hause hat, in welchem man zum ersten Male schläft.

Wir träumte von der kleinen Stumpfnase.

Sie erschien mir als Engel mit Flügeln, mit schönen bunten Flügeln, von denen ich erst unlängst in Börösmarty's Legenden gelesen hatte; dann flog sie immer neben mir her; ich aber konnte kaum gehen, so schwer waren meine Füße, und doch hätte ich vor etwas Unbekanntem fliehen mögen. Endlich faßte sie meine Hand und sofort konnte ich mit solcher Leichtigkeit laufen, daß meine Fußspitzen kaum die Erde berührten.

Ich ärgerte mich furchtbar über diesen Traum! Stumpfnäsiger Engel! Was für spaßige Träume man doch zu haben pflegt.

Am anderen Morgen standen wir zeitlich auf; mir schien es umso zeitlicher, als das Fenster unseres kleinen Zimmers auf den schmalen Hof ging, wo es sehr spät hell wurde. Dafür hatte der Altgeselle Martin die Aufgabe, täglich, wenn er zur Anfertigung des Morgengebäckes sich begab, in das Zimmer des Studiosus zu rufen; „surgendum! discipule!“

Ich wußte Anfangs nicht, was für ein Attentat man gegen meinen Schlaf beging, wer mich aus dem Schlafe aufstörte? Heinrich aber sprang sofort auf und riß auch mich aus dem Bette und erklärte mir halb in lateinischer Sprache, halb durch Bantom-

men, wir mögen jetzt in die Backstube hinabgehen und zusehen, wie man die Kipfel und Brezen bäckt.

Wir müssen uns dazu nicht erst ankleiden, wir können im Negligée hinuntergehen, wie die Bäcker es thun.

Ich war neugierig und leicht zu bewegen; wir zogen Pantoffel an und gingen zusammen in die Werkstätte hinab.

Es ist dies ein sehr lieber Ort; schon von Weitem ahnt man ihn an dem süßen Backwerksduft, der uns anmuthet, als ob er uns sättigen würde, wenn wir ihn lange einathmen.

In der ganzen Werkstätte ist Alles weiß wie Schnee, jedes Winkelchen fein sauber, ringsum große Fruchtkästen voll Mehl, ungeheure Tröge mit gährendem Teige, aus welchem sechs Gesellen mit weißen Schürzen und weißen Mützen Stücke herausnehmen, diese auf weißen Brettern auswalzen, Brezen und Kuchen daraus flechten, Kipfel drehen. Am Rande des riesigen weißen Backofens aufgestellt, bräunt sich die vordere Reihe bereits und erfüllt mit dem angenehmen Dufte die ganze Werkstätte.

Als mich der Altgeselle Martin erblickte, begrüßte er mich in gebrochenem Ungarisch: „Guten Morgen, guten Morgen!“ Heinrich stieß er mit dem Ellenbogen und sagte zu ihm: „bonum manum pergo!“

— Sehen Sie, ich weiß mehr Latein, als Sie.

Ich mußte herzlich lachen. Dann zwinkerte er mit den Augen, zu mir gewendet.

Er besaß die eigenthümliche Gabe, daß er, wenn er die Augenbrauen bewegte, die ganze Kopfhaut sammt der Mütze mitbewegte, und diese spaßige Eigenthümlichkeit wendete er immer an, wenn er

Jemanden zum Lachen bewegen wollte und sah, daß seine Worte allein es nicht vermochten.

Heinrich schürzte die Hemdärmel auf und arbeitete mit den Gesellen um die Wette. Er konnte den Teig vorzüglich kneten und auf's Schönste flechten, so gut wie jeder Geselle. Die Zufriedenheit strahlte auf seinem Gesichte, als ihn der Altgeselle belobte.

— Nun sehen Sie, sprach Martin zu mir, was für ein tüchtiger Bäckergehilfe aus ihm werden könnte! In zwei Jahren würden wir ihn freisprechen. Aber der alte Herr will mit aller Gewalt, daß er Latein studiren soll. Er will einen Rathsherrn aus ihm machen.

Bei diesem Wort stülpte Martin mit einem Zuge seine ganze Kopfhaut sammt der Mütze in die Höhe, als ob sie eine auf Draht bewegliche Perücke wäre.

— Ja ein Rathsherr! Ein Herr Rath, der die Feder beißt, wenn er Hunger hat. Küß' die Hand! ich würde es nicht, selbst wenn man mir den St. Michaelsthurm schenkte; — ein Rathsherr, der die Papiere unter den Arm nimmt, die Feder hinter's Ohr steckt und dann der Reihe nach bei den Bäckern visitiren geht und die Semmeln nachwiegt, ob sie vollgewichtig sind!

Es schien, daß Martin keinen anderen Beruf eines Rathsherrn in Betracht zog als den, die Semmeln nachzuwägen — und das konnte er durchaus nicht billigen.

— Während man sie doch so sanft machen kann, als man nur will, wenn man nur die Mühe nicht scheut. Wahrlich, wenn man sich das Gewissen belasten wollte, man könnte ihretwegen kleine Kuchen für Semmel verkaufen. Ein Heiligenstrizel an

Allerheiligen bewirkt auch das. Ein solcher Herr Tintenkler!

Da konnte Martin der Versuchung nicht widerstehen, einen Gassenhauer anzustimmen, welcher den Refrain hatte: „o je Herr Tintenkler!“

Zwei, drei Gefellen sekundirten dem Gesange, von dem ich nichts verstand. Doch wie Martin die Schlusszeile: o je, Herr Tintenkler! aussprach und dabei den einen Mundwinkel zum linken Augenwinkel hinaufzog, während er die linke Augenbraue senkte, daß die Troddel seiner Schlafhaube zu wackeln begann, vermuthete ich dennoch, daß der Herr Tintenkler eine sehr komische Figur in den Augen des Bäckergefellens sein müsse.

— Ach, freilich, Heinrich muß Jus studiren! Der alte Herr sagt, auch er hätte Rathsherr werden können, wenn er länger gelernt hätte. Ein Glück, daß er's nicht gethan. Auch so tödtet er uns mit seiner Wissenschaft. Bei jeder Gelegenheit zeigt er uns, daß er lateinisch weiß. Das Latein des alten Herrn!

Bei diesen Worten konnte Martin die Kopfhaut nicht ruhig lassen, so viel Augenbrauenbewegungen kostete es ihm, seine Meinung darüber auszudrücken, was er von dem Wissen des Meisters halte.

Plötzlich wandte er sich verdächtig zu mir.

— Sie wollen doch hoffentlich kein Rathsherr werden?

Ich versicherte ihm auf's Ernsteste, daß ich Komitatsbeamter werden wolle.

— Aha, Bizeg'span? allen Respekt davor. Das ist was Anderes, das ist schon etwas. Der fährt in einer Kutsche, das laß' ich mir gefallen!

Der braucht keine Rothstiefel anzuziehen, wenn's regnet. Das erlaube ich schon.

Und um mir zu zeigen, wie sehr er meinen

zukünftigen präsumtiven Stand respektire, zog er seine Augenbrauen so hoch, daß die Mütze ganz rückwärts zu sitzen kam.

— Jetzt Heinrich, wird's genug sein vom Brezenflechten, gehen Sie in Ihr Zimmer und schreiben Sie das Pensum, denn Sie werden wieder kein Frühstück bekommen, wenn Sie die Lektion nicht wissen.

Heinrich that, als ob er gar nicht hörte, als ob man gar nicht zu ihm spräche.

Unterdeß schnitt Martin aus dem Teige gleiche Stücke für die Ripfel. Es gehört ein gutes Augenmaß dazu, damit man weder den Herrn, noch das Publikum betrüge und jedes Stück gleich groß mache.

Sehen Sie, am liebsten ist er hier. Gibt's ja doch nichts Schöneres, Herrlicheres, Dankbarereres, als unser Handwerk. Wir bereiten Gottes Segen, das tägliche Brod. Im Vaterunser sind auch die Bäcker mitinbegriffen: „Gib uns unser täglich Brod!“ Ist irgendwo von den Fleischhauern, den Schneidern, den Schustern die Rede? Nun? Betet Jemand um's Fleisch, um den Rock, um die Stiefel? Lassen Sie's hören! Aber um's tägliche Brod beten wir, nicht wahr? Erwähnt das Gebet irgendwo die Rathsherren? Nun? Wer weiß was davon?

Ein junger Gefelle erwiderte darauf:

— Jawohl; aber „erlöse uns vom Uebel.“

Darauf erscholl nun ein lautes Gelächter.

Durch das Lachen hatte Heinrich den ganzen Brezenteig verdorben und dieser mußte noch einmal geknetet werden. Ihn drückte der Gedanke, daß er darum so viele lateinische Wörter lernen müsse, damit man einst auch über ihn so sehr in den Bäckerwerkstätten lache.

Ach, ach, sprach der Altgefelle Martin ernst werdend, es ist ein großes Unglück, das man niemals gefragt wird, wie man sterben möchte, ein größeres aber ist's, daß man uns nicht fragt, wie wir leben möchten. Auch mich gab mein Vater zuerst zu einem Fleischhauer. Ich hatte schon das ganze Handwerk erlernt. Plötzlich bekam ich Ekel vor dem vielen Schlachten und Hautabziehen; so lange lockten mich diese schönen, braunrückigen Semmel hier im Ladenfenster, so oft ich vorüberging, so sehr zog der herrliche Brotduft mich an, — bis ich mein Handwerk im Stiche ließ; ich stand als Lehrjunge bei Papa Fromm ein, obzwar mir schon Schnurbart und Backenbart hervorschossen.

„Brauchen Sie einen Bäckerlehrling?“

Der alte Herr schlug ein und seit damals war ich mit Ausnahme der Wanderjahre immer hier. Ich habe es nie bereut. So oft ich mein reines weißes Hemd anblicke, thut es mir so wohl, daß ich es nicht sofort mit Blut besprizen und so bis zum Abend darin gehen muß. Jeder wähle den Beruf der ihm gefällt. Nicht wahr Heinrich!

— Freilich, murmelte dieser ärgerlich.

— Und doch steht das Fleischhauerhandwerk um so viel höher als der Rathsherr, wie der Hahn auf dem St. Michaelsthurm über unserem Kapaun. Wohl liebte ich das Blut nicht an meinen Händen, doch konnte ich's wenigstens abwaschen, wenn mir aber ein Tintentropfen den Finger besleckte, konnte ich ihn drei Tage lang nicht herunterbringen. Es ist doch eine schöne Sache, ein Bäckergefell fein!

Nach diesen Worten nahm Martin auf die Backschaufel einige Duzend Milchbrödchen und schob sie in den geheizten Ofen.

Dann begann das ganze Personal der Werk-

stätte einstimmig ein eingenthümliches Lied zu singen, welches ich schon früher durch die Fenster der Bäckerwerkstätten hatte ertönen hören. Das Lied lautete ungefähr:

O! wie schön, o! wie schön
Wird der Teig jetzt aufgehn

Die langen, runden, g'raden
Semmel, Kipfel, Fladen,
Hier die Uhr, hier die Scheer'
Und noch and're Dinge mehr.
Storch und Uhr und Lichtputzscheer
Glas und Flasch' Verräther
Des besoff'nen Peter.

Glas und Flasch' und Peter
Uhr und Storch und Lichtputzscheer
Die langen, runden, g'raden
Semmel, Kipfel, Fladen.

O! wie schön, o! wie schön
Wird das Backwerk auferstehn.

Dieses Lied fangen Alle mit so ernstem Eifer, daß ich noch heute glauben muß, daß weder die Schönheit des Textes, noch die ebenso schöne Melodie die Ursache sein können, sondern irgend ein abergläubischer Singsang, damit das Brot nicht im Backofen verderbe; oder irgend ein Zeitmaß, das, nachdem das Lied zu Ende ist, das Brot aus dem Ofen genommen werden könne, wie man — Gott zeih's — beim Sieden der Eier ein Vaterunser herzusagen pflegt.

Heinrich sang mit ihnen. Ich sah, daß er heute seine Schulaufgabe nicht mehr schreiben werde und

als sie den Rundgesang „O wie schön!“ noch ein Mal anfangen, verließ ich die Werkstätte und ging in unser Zimmer hinauf.

Auf dem Tische lag Heinrich's unglückliches Memorialheft, voll von Korrekturen mit fremder Tinte, lauter wundte Stellen, von strenger Professorenhand geschlagen; von der neuesten Aufgabe war bloß die erste Zeile angefangen.

Ich suchte rasch aus dem Wörterbuche die nöthigen Wörter für ihn heraus und schrieb seine Aufgabe auf ein Stück Papier nieder.

Erst eine Stunde später kam er aus der Werkstätte zurück und wußte nicht, was er erst anfangen sollte. Er war daher höchlich erfreut, als er seine Aufgabe fertig vorfand und sie nur abzuschreiben brauchte.

Er schaute mich schnunzelnd an und brummte: „guter Kerl.“

Ich konnte aus seinen Gesichtszügen nicht entnehmen, was er gesagt, das Wort „Kerl“ brachte mich auf die Idee, er wolle die gestrige Prügelei erneuern und ich hatte gar keine Lust dazu.

Raum hatte er die Abschrift fertig, als die Schritte des Papa Fromm auf der Treppe hörbar wurden. Heinrich steckte meine Schrift schnell in die Tasche und begann laut aus dem aufgeschlagenen Buche zu lernen, als der Alte vor der Thüre stehen blieb, so daß es, als er in's Zimmer trat, darin schon so laut herging, als ob Heinrich ein Heer von Krähen vertreiben wollte mit seinem: „his atacem!“

— Ergo, ergo; quomado? sprach der alte Herr, indem er mir mit der Handfläche über den Kopf fuhr; das war, wie ich merkte, der Beweis seiner Bärtlichkeit.

Ich versuchte als Antwort das erste deutsche

Wort zu sprechen, indem ich „guter Morgen“ sagte, worauf der alte Herr den Kopf gewaltig schüttelte und lachte, ohne daß ich ahnen konnte warum, ob ich fehlerhaft gesprochen, oder ihn durch meine raschen Fortschritte zur Bewunderung hingerissen?

Doch ohne mich hierüber aufzuklären, wandte er sich mit strengem Inquisitionsgefichte zu Heinrich.

— No ergo! Quid ergo? Quid scis! habes pensum? Nebulo!

Heinrich versuchte es, die Kopfhaut so zu bewegen, wie Martin es zu thun pflegte, wenn er vom „Latein“ des Herrn Fromm sprach. Um eine günstige Stimmung hervorzurufen, zeigte er zuerst die schriftliche Arbeit seinem Vater, da er dachte, es sei besser, die schwache Seite zuletzt zu lassen.

Papa Fromm las die ungeheuer wissenschaftlich gehaltene Arbeit bis zu Ende durch und gab gnädig seine Guttheißung.

„Bonus, bonus.“

Aber das Auswendiggelernte?

Das ist der bittere Bissen.

Schon gestern hatte Heinrich die lateinischen Verse nicht gewußt, obzwar er sie bloß dem kleinen Stumpfnäschen hätte aussagen sollen, und erst heute, als der Alte das Buch zur Hand nahm!

Wenn er nur das Buch allein zur Hand genommen hätte, aber in der anderen Hand hielt er das Lineal mit der klaren Absicht, dem armen Heinrich nach jedem Fehler einen tüchtigen Schlag zu versetzen.

Natürlich konnte der arme Junge kein Wort hervorbringen. Mit einem Auge blickte er unverwandt auf das Lineal des Papa Fromm, und als er das erste Mal stecken blieb und Papa Fromm das Lineal aufhob, vielleicht nur in der Absicht, um durch einen

heilsamen Schrecken Heinrichs geistige Fähigkeiten zu gesteigerter Thätigkeit anzuregen, war dieser schon unter dem Bette, wo er sich trotz seiner Körperlänge mit wunderbarer Geschmeidigkeit verbarg, und von wo er nicht hervorkam, bis ihm Papa Fromm versprochen hatte, ihn nicht anzurühren und zum Frühstück mitzunehmen.

Papa Fromm hielt auch getreulich die Waffenstillstandsbedingungen, und nur mit Worten züchtigte er den aus seiner Festung hervorkriechenden Knaben, was ich wohl nicht verstand, doch aus seinen Gesichtszügen und Handbewegungen konnte ich entnehmen, daß es ihn verdroß — vor mir.

Der Vormittag war dem Besuche der Professoren gewidmet.

Der Direktor war ein starker Mann mit knochigem Gesicht und großem Schnurbart, mit offener, hoher Stirne, breiter Brust, und wenn er sprach, that er's laut, als ob er eine Vorlesung hielte.

Er war mit unseren Schulzeugnissen sehr zufrieden und verheimlichte es auch nicht. Er versicherte der Großmutter, er werde für uns Sorge tragen und uns streng behandeln. Er werde nicht erlauben, daß wir in dieser Stadt, verbauern. Er werde uns auch auf unserer Wohnung besuchen; das sei seine Gewohnheit, und wenn er einen Studenten bei einer Unordentlichkeit ertappt, so werde er streng bestraft.

— Sind die Kinder musikalisch? fragte er die Großmutter mit rauher Stimme.

Die Großmutter erwiderte mit empfehlender Stimme:

— O ja! Der Eine spielt Klavier, der Andere die Geige.

Auf diese Worte stemmte der Direktor seine Faust mitten auf den Tisch.

— Das Violinspielen erlaube ich aber keinesweges.

Loránd erkühnte sich zu fragen: „Warum?“

— Warum? Warum? Weil das die Quelle alles Bösen ist; der Student braucht Bücher, aber keine Geige. Was willst Du werden? Ein Zigeuner oder ein Gelehrter? Die Geige verleitet den Studenten zu allem Bösen. Ich weiß ganz gut, wie das zu geschehen pflegt, ich weiß es von tagtäglichem Beispielen. Der Student nimmt die Geige unter den Mantel und geht damit ins Wirthshaus, dort spielt er den anderen Studenten auf, welche mit leichtsinnigen Dirnen die ganze Nacht durchtanzen. Darum zerschlage ich jede Geige, die ich bei Studenten finde. Ich frage nicht, wie theuer sie war? Ich schleudere sie zu Boden. Ich habe schon Geigen zerschlagen, die fünf Gulden gekostet hatten.

Meine Großmutter sah ein, es sei besser, Loránd nicht antworten zu lassen und nahm selbst das Wort.

— Nicht mein großer Sohn spielt die Violine, sondern mein kleiner, Herr Direktor! Und dann wird keiner von ihnen an Unterhaltungsplätze gehen; die ihrer unwürdig wären.

— Gleichviel. Der Kleine darf noch weniger fideln. Und dann kenne ich die Studenten; zu Hause sind sie so sanft, als könnten sie kein Wässerchen trüben, wenn sie aber einmal flügge geworden sind, so kennen sie nur das Wirthshaus und das Kaffeehaus: dort sitzen sie beim Bier und wetteifern, wer mehr Stiefel vertilgen kann. Dort schreien und singen sie: *Gaudeamus igitur!* Darum erlaube ich's keinesweges, daß die Studenten ihre Geigen unter dem Mantel ins Wirthshaus tragen. Die Geigen zerschlage ich, aus den Mänteln lasse ich ihnen Röcke

machen. Der Student braucht keinen Mantel, der ist nur für den Soldaten gut. Dann dulde ich auch keine Tanzstiefel mit langen Spizen; ein anständiger Mensch trägt Stiefel mit breiten Spizen. Mir darf Niemand mit spizen Stiefeln in die Schule kommen, denn ich stelle den Fuß auf die Bank und schneide die Stiefelspizen ab.

Die Großmutter eilte, dem Besuche ein Ende zu machen, damit Loránd dem berühmten Manne nichts antworte, der seinen Eifer für die Bertheidigung der Sittlichkeit so weit trieb, daß er die Geigen zerschlug, die Mäntel zerschneiden ließ und die Stiefelspizen abschchnitt.

Ich hatte die gute Gewohnheit (als Kind), daß ich Alles, was ein Mensch sagte, dem das Geschick das Recht gegeben, mir zu befehlen, für heilige Pflicht hielt.

Als wir den Direktor verlassen hatten, flüsterte ich Loránd besorgt zu :

— Mir scheint, daß auch Deine Stiefel ein wenig spizig sind.

— Von jetzt an werde ich sie noch spiziger machen lassen, erwiderte Loránd; doch ich war mit dieser Antwort nicht zufrieden.

Mir schien noch jeder ernste Mann mit dem Nimbus der Unfehlbarkeit umgeben zu sein, mich hatte noch Niemand darüber aufgeklärt, daß die strengblickenden Männer auch einst jung gewesen, und daß sie den Heidelberger Studentenjargon aus eigener Praxis erlernt haben; daß der Herr Direktor selbst erst nach einer lärmend durchlebten Jugend zu der These gelangt sei: Die jungen Leute seien Alle schlecht; was an ihnen gut scheint, sei bloße Heuchelei, darum müsse man sie strenge behandeln.

Wir begaben uns nun zu dem Lehrer meiner Klasse.

Dieser war das vollständige Gegentheil des Direktors; ich fürchte, mir den Vorwurf zuzuziehen, als ob ich absichtlich mit grell entgegengesetzten Farben zeichnen würde.

Der Klassenlehrer war ein kleines, mageres Männchen mit rückwärtsgekämmtem Haare, glatt rasirtem Gesichte und so dünner süßlicher Stimme, daß man jedes seiner Worte für eine flehentliche Bitte halten konnte; dazu trafen wir ihn in ganz familiärer Umgebung. Er empfing uns im Schlafrocke, den er, als er bemerkte, daß wir in Begleitung einer Dame kommen, rasch mit einem schwarzen Rocke vertauschte, indem er um Verzeihung bat — ich weiß nicht warum?

Dann bestrebte er sich, eine ganze Schaar kleiner Kinder aus seinem Zimmer zu vertreiben, was ihm aber keineswegs gelingen wollte.

Sie hingen sich an seine Beine, an seine Arme, so daß er sie nicht von sich abschütteln konnte; da rief er seiner Frau zu, sie möge ihm zu Hilfe kommen. Ein Kopf mit einer Nachthaube blickte durch die halbgeöffnete Thüre, zog sich aber rasch wieder zurück, als er uns erblickte. Endlich empfing er uns auf Bitten meiner Großmutter in Gesellschaft der Kinder.

Herr Schmuck war ein sehr guter Familienvater und war seinen Kindern gegenüber sehr nachsichtig.

Sein Arbeitszimmer war ganz voll von Kinderspielzeug; auch uns empfing er sehr freundlich, und ich erinnere mich ganz genau, daß er mein Gesicht streichelte.

Meine Großmutter hatte gleich mehr Vertrauen

zu diesem trefflichen Manne, wie zu seinem früheren Kollegen. Liebte er ja doch seine Kinder so zärtlich.

Ihm eröffnete sie das schmerzliche Geheimniß ihres Herzens, ihm sagte sie, warum wir Trauer tragen, daß unser Vater auf unglückliche Weise gestorben, daß wir die einzige Hoffnung unserer kränklichen Mutter seien, daß wir uns bisher stets gut aufgeführt; sie bat ihn, auf mich, den Jüngeren, Acht haben zu wollen.

Der gute Herr drückte mich an seine Brust und versicherte meiner Großmutter, er werde aus mir einen großen Mann machen, namentlich, wenn ich in die Privatstunde zu ihm kommen werde, damit er meinen Geist noch besonders schärfen könne.

Das kostet monatlich bloß sieben Gulden Schein.

Das sei für die Schärfung des Geistes gar nicht viel; so viel zahle man auch für das Schärfen einer Scheere.

Meine Großmutter, noch von dem vorhergehenden Empfange in gedrückter Stimmung, wagte es furchtsam vorzubringen, daß ich einige Neigung für das Violinspielen hätte, doch wisse sie nicht, ob es erlaubt sei?

Der gute Herr ließ sie gar nicht weiter sprechen.

— O, wie denn nicht? warum nicht? Die Musik veredelt das Gemüth, die Musik besänftigt die Leidenschaften; schon zur Zeit des Pythagoras schlossen die griechischen Philosophen ihre Vorträge mit Musik; junge Leute mit den hartnäckigsten Leidenschaften, welche keine Strafe zu zügeln vermochte, bei denen weder Ruthe noch Knute, noch Stock versingen, wurden gebessert, wodurch? durch den Violinbogen. Wer ein Instrument zu spielen versteht, ist immer in

Gesellschaft guter Geister. Zu meinen Kinder kommt ohnehin ein Musiklehrer, wenn er mit diesen zusammen Unterricht nimmt, so kostet das monatlich nicht mehr als sechs Gulden Schein.

Als meine gute Großmutter den Herrn Lehrer so nachgiebig fand, glaubte sie in ihren Wünschen noch weiter gehen zu können. (So thut es auch das unzufriedene Volk immer, wenn es eine nachgiebige Obrigkeit hat!) Sie erwähnte, daß es vielleicht gut wäre, wenn ich auch tanzen lernte.

— Natürlich! antwortete der gehorsame Mann. Der Tanz ergänzt ja die Musik, schon zur Zeit der Griechen begleiteten die Tibicenen die Choreacen. Die Klassiker erwähnen gar oft den Tanz; bei den Römern gehörte er zum Gottesdienst, ja nach der heiligen Schrift hat selbst König David getanzt. Heutzutage ist der Tanz geradezu unentbehrlich, namentlich für junge Leute. Eine unschuldige Unterhaltung, eine Art körperliche Übung. Zur körperlichen Geschicklichkeit ist es unumgänglich nothwendig, daß ein junger Mann auftreten, gehen, steh'n bleiben, grüßen, sich verneigen und tanzen könne, damit er nicht gleich beim Erscheinen zeige, daß er aus irgend einer pedantischen Lehranstalt herausgekommen. Ich höre diesbezüglich auf die Anforderungen der Zeit. Meine Kinder lernen alle tanzen und da der Tanzmeister ohnehin zu ihnen kommt, so wird das meinem jungen Freunde nicht mehr als fünf Gulden Schein kosten.

Meine Großmutter war mit diesen Bedingungen außerordentlich zufrieden. Sie fand ebenfalls den Unterricht sehr billig.

— O, nach dem Prinzip der Association ist alles sehr wohlfeil; eine wahre geistige Menage! Von Vielen giebt Jeder etwas und doch lernen sie Alles.

Wenn Sie wünschen, daß mein junger Freund auch zeichnen lernen soll, so kostet das bloß vier Gulden, Alles in Schein. Wöchentlich vier Stunden mit den Uebrigen zusammen. Ja wenn sie es nicht für überflüssig halten, daß mein junger Freund mit den hervorragendsten gebildeten europäischen Sprachen sich bekannt mache, so kostet ein Französisch- und Englisch-maitre drei Stunden wöchentlich mit den Uebrigen zusammen bloß drei Gulden. Und wenn meinem jungen Freunde noch einige freie Stunden bleiben, empfehle ich zur Ausfüllung derselben die Gymnastik, die edle Turnkunst, welche die Entwicklung des Körpers mit dem Aufblühen der Seele gleichmäßig fördert und gar nichts kostet. Bloß die Einschreibengebühr beträgt zehn Gulden.

Meine liebe Großmutter war ganz entzückt von so großer Aufmerksamkeit, sie war mit Allem einverstanden und bezahlte im Voraus, obzwar sie das Turnen gerne geschenkt hätte und einigemal fragte, ob man nicht den Hals dabei brechen könne? Mein Gönner beruhigte sie, daß nichts zu befürchten sei, ja durch Ideenverwandtschaft angeregt, brachte er auch den Schwimmunterricht in Vorschlag, wobei er aber bei meiner Großmutter entschiedenen Widerspruch fand, die es durchaus nicht zugeben wollte, daß es für einen klugen, gebildeten Menschen schicklich sei, in einem Gewässer zu baden, dessen Ufer man nicht mit beiden Armen und dessen Grund zugleich mit den Füßen erreichen kann. Das muß daher wegbleiben.

Damit aber das eben Erzählte Niemanden auf den furchtbaren Gedanken bringe, daß ich im Laufe der Erzählung mich damit rühmen werde, daß ich auf der Geige ein Paganini, in der Sprachkenntniß ein Mezzofanti, in der Malerei ein Buonarotti, im Tanz ein Vestris und im Fechten ein Toldy gewor-

den, so will ich sofort erzählen, daß ich auch jetzt von all diesen Künsten gar nichts verstehe; man sagt bloß, daß ich sie gelernt hätte.

Wenn ich zur Privatstunde ging — mit den Uebrigen zusammen — da war der Professor nicht zu Hause; wir balgten uns die ganze Stunde herum.

Wenn ich zur Tanzstunde ging, mit den Uebrigen zusammen, dann war der Tanzmeister ausgeblieben — wir balgten wieder.

In der französischen Stunde prügeln wir uns auch, in der Zeichen- und Musikstunde aber — thaten wir dasselbe, so daß uns für die Turnstunde auch nicht die geringste Lust zum Ringen übrig blieb.

Nur schwimmen lernte ich, im Geheimen, da es verboten war; das lernte ich unentgeltlich, — es wäre denn, ich nähme als Strafpreis die Wassermenge, die ich einst schluckte, als ich fast in der Donau ertrunken wäre. Niemals wagte dies Jemand meiner Familie mitzutheilen. Loránd zog mich heraus, doch rühmte er sich nicht damit.

Als wir die Wohnung des lieben und zuvorkommenden Mannes verlassen hatten, der meine Großmutter und mich durch seine sanften, liebenswürdigen Manieren ganz entzückt hatte, sprach mein Bruder Loránd:

— Von dieser Stunde an schätze ich den Direktor hoch, das ist ein trefflicher Mann von offenem Charakter.

Ich verstand nicht, was er damit sagen wollte, das heißt ich wollte es nicht verstehen. Wollte er vielleicht „meinen“ Professor schmäheln?

Nach meinen ethischen Grundsätzen war es eine ganz natürliche Sache, daß jeder Student denjenigen Professor lieben und bewundern müsse, der

an der Spitze seiner Klasse steht, und daß, wenn eine Klasse mit der andern einen stillen Krieg führt, dies keine andere Ursache haben könne, als weil der Professor der einen Klasse Feind des andern ist. Mein Herrscher ist der Feind deines Herrschers, darum ist mein Soldat der Feind deines Soldaten.

Ich fing an, Loránd als solchen feindlichen Soldaten zu betrachten.

Glücklicherweise schlugen die Ereignisse der nächsten Stunden mir all' dies aus dem Kopfe.

III.

Mein hochwohlgeborener Herr Vetter.

Wir waren zum Diner beim Hofrathe Bálnoházy geladen, bei welchem mein Bruder wohnen wird.

Er war irgend ein entfernter Verwandter von uns und man zahlte übrigens für die Verpflegung meines Bruders eine Pension von siebenhundert Gulden, was zu jener Zeit eine beträchtliche Summe war.

Ich war darauf besonders stolz, daß mein Bruder bei einem Hofrathe wohne. Ich unterließ es nie, wenn meine Mitschüler fragten, wo ich wohne, vor auszuschicken: Mein Bruder wohnt beim Herrn Hofrathe Bálnoházy, ich aber nur beim Bäckermeister Fromm.

Der Bäckermeister Fromm bedauerte es in der That ungemein, daß wir nicht „zu Hause“ zu Mittag äßen; wenigstens mich hätte man dort lassen sollen. Daß er bei diesem Worte nicht zu Stein verwandelt

wurde, ist nicht meine Schuld, ich warf nämlich einen solchen Basiliskenblick auf ihn, wie ich denselben nur hervorbringen konnte. Wohin denkt der Mann? Ich sollte das Mittagessen bei dem Better Hofrath seinetwegen verabsäumen; welche Forderung!

Auch meine Großmutter war der Ansicht, daß es nothwendig sei, mich dort einzuführen.

Um halb Zwei ließen wir einen Miethwagen holen, denn zum Better Hofrath zu Fuße zu gehen, hätte sich nicht geschickt.

Meine Großmutter band mir ein gesticktes Vorhemd vor die Brust und ich war eitel genug, zu gestatten, daß das Stumpfnäschen meine Kravatte binde. In der That wußte sie eine sehr schöne Schleife zu binden, wie ich mich durch einen Blick in den Spiegel überzeugte. Ich fand, daß ich ein hübscher Bursche wäre, wenn ich meinen Attila mit den silbernen Knöpfen anziehe, und gar wenn ich noch frisirt wäre!

Auch davon war ich überzeugt, daß es in der ganzen großen Stadt keinen so hübschen Attila mit Silberknöpfen gäbe, wie es der meinige war.

Nur das ärgerte mich, daß das kleine Stumpfnäschen mit mir schäkerte, wie sie sich um mich herumtrieb und nicht einmal daraus ein Geheimniß mache, daß ich ihr gefalle! Das beleidigte meinen Stolz.

Am untern Ende der Treppe wartete der närrische Heinrich auf mich, eine große Bürste in der Hand. Er redete mir mit Gewalt ein, daß mein Attila mit Mehl bestäubt sei, gewiß von Fanni's Schürze, denn die sei immer voll Mehl und er müsse das abbürsten. Ich ersuchte ihn nun darum, mir mit der Haarbürste nicht an den Kragen zu kommen, dieser erfordere eine Seidenbürste, da er aus Sammt sei.

Ich hielt viel darauf, daß der Kragen meines Attila aus Sammt war.

Aus der Gewölbthüre rief mir noch der alte Martin nach, als wir in den Wagen stiegen:

„Kuten Appetit, Her Bizekschban!“ und dabei bewegte er mit Hilfe seiner Kopfhaut fünf, sechsmal seine Mütze.

Wie gerne hätte ich ihm dafür die Nase eingeschlagen! Warum kompromittirte er mich da vor meinem Bruder? Er hätte es wissen können, daß ich, wenn ich angekleidet bin, höhere Achtung verdiene, als wenn er mich im Unterkleide vor sich sieht. — Aber so geht es Dem, der sich zwischen das Mundmehl mengt.

Reden wir übrigens nicht mehr von meinen Hausgenossen, steigen wir lieber in die höheren Regionen.

Der Fiaker hielt irgendwo in der Gegend des Landhauses. Dort befand sich ein zwei Stock hohes Haus, und in demselben wohnte der Hofrath.

Der Hausknecht — Pardon! der Kammerdiener wollte ich sagen — erwartete uns unter dem Thore (vielleicht wartete er auch nicht gerade auf uns) und zeigte uns die Wohnung meines Bruders. Dieselbe lag im Erdgeschoße unter dem Thore und war so, wie sich ein erwachsener Student eine solche wünschen konnte, da er nicht liebt, daß man auf ihn Acht gibt.

Von hier aus führte er uns die Treppe hinauf, in die Küche, in's Vorzimmer, von da in den Salon, wo die Herrschaft uns erwartete.

Ich hatte immer geglaubt, daß wir zu Hause sehr elegant eingerichtet seien, daß wir herrschaftlich wohnen und leben — für wie arm aber hielt ich uns, als ich durch die Zimmer der Bálnokház's ging.

Unser Salon zu Hause, mit feinen mit großblumigem Stoffe überzogenen Möbeln, feinen schönen, kirschholzenen Kästen und den großen, weißen Vorhängen schien mir einst sehr schön; doch wie sehr verlor er an Achtung bei mir, als ich diesen Saal erblickte, in welchem sämmtliche Möbel aus buntem geädertem Holz waren, die Möbelstoffe aus feinstem blumigem Sammt und die Vorhänge aus schwerer Seide, mit breiten Spitzen eingefast. Auch wir hatten zu Hause schöne Kupferstiche eingerahmt, doch hier prangten schöne Delgemälde in Goldrahmen, und während bei uns nur im Schlafzimmer der Mutter ein Stück Teppich war, war's hier, als ob man in allen Zimmern auf blumigen Gefilden ginge.

Mich drückte das nicht nieder, sondern spornte mich eher an; warum es nicht auch bei uns so sei? Könnten ja auch wir all' Das anschaffen, wir sind ja reich genug dazu, und man fühlt sich gleich als etwas Anderes, wenn man weiß, daß man zu Hause auf blumigen Teppichen geht.

Das Erscheinen der Hausbewohner vollendete mein Staunen.

Aus drei verschiedenen Thüren kamen sie auf uns zu. Aus der mittleren mein Herr Better, der Hofrath, aus seinem Arbeitszimmer; aus der Thüre zur Linken meine hochwohlgeborene Muhme, aus ihrem Boudoir; aus dem Zimmer zur Rechten das kleine Fräulein, meine Koufine Melanie, mit der Gouvernante, aus dem Studierzimmer.

Der Hofrath war ein hoher, schöngewachsener Mann; mit breiten Schultern, schwarzen Augenbrauen, geröthetem Gesichte, mit seinem kohlschwarzen, gleichmäßig nach aufwärts gedrehtem Schnurbart und halbmondförmigen Barte, war er ganz das Ideal, welches ich mir unter einem Hofrathe vorge-

stellt hatte. Auch sein Haar war ganz schwarz und am Schopfe schneckenförmig gedreht.

Er begrüßte uns mit schöner, aufrichtig klingender Stentorstimme, küßte meine Großmutter, reichte meinem Bruder die Hand und erlaubte mir, seine Hand zu küssen.

Was er für einen großen Ring mit glänzendem Türkis am Finger trug!

Dann kam die hochgeborene Frau Ruhme uns entgegen.

Ich habe weder früher, noch später je eine schönere Frau gesehen. Sie war damals dreiundzwanzig Jahre alt; ich weiß es gewiß. Ihr schönes ovales Gesicht war so jugendlich, daß man sie für ein Mädchen hätte halten können; dasselbe war von reichen blonden Locken umrahmt, die Lippen waren klein und ewig lächelnd, die Augen groß, dunkelblau, schwärmerisch, von langen Wimpern beschattet; die ganze Gestalt schien gar nicht zu gehen, sondern zu schweben und sich zu neigen, und die Hand, die sie mir zum Kusse reichte, war durchsichtig wie Alabaster.

Melanie war ein kleiner Engel. Ihr erster Anblick war eine Erscheinung für mich. Man kann sich nichts Schöneres, nichts Idealeres vorstellen, als ihre ganze Gestalt.

Sie war erst acht Jahre alt, doch schien sie ihrem Wuchse nach um einige Jahre älter. Sie war schlank und mußte wirklich verborgene Flügel haben, da es sonst unmöglich wäre, auf diesen winzigen Füßchen zu gehen. Ihr Gesicht war fein und vornehm, ihre Augen flug, strahlend, und ihre Lippen wußten schon so viel, nicht nur in vier, fünf Sprachen zu reden, sondern auch schweigend so viel, das ich außer mir war; dieser Kindermund konnte lächeln mit

vertrauenerweckender Sanftmuth, konnte stolz verachten, sich beschweren, stumm bitten, nachdenkend werden, begeistern, lieben und hassen.

O! wie viel träumte ich von diesem schönen Munde, wie oft sah ich ihn wach, wie viel fürchterliche griechische Wörter erlernte ich, indem ich von ihm phantasirte.

Ich könnte das Mittagmahl nicht beschreiben welches ich bei Balnohazy's mitansehen half; Melanie saß neben mir und meine ganze Aufmerksamkeit war auf sie gerichtet.

Wie fein wußte sie sich zu benehmen; wie viel Eleganz in jeder Bewegung! Ich konnte nicht genug von ihr lernen. Wenn sie den Löffel oder die silberne Gabel in die Hand nahm, hielt sie den kleinen Finger ganz und den Ringfinger zur Hälfte mit unaussprechlicher Grazie erhoben; und als sie nach dem Speisen ihren Mund mit der Serviette abwischte, war's als ob Geister sich mit dem Nebel küßten.

Und wie unsäglich blöde und ungeschickt war ich neben ihr. Wenn ich von den Speisen nehmen wollte, zitterte meine Hand. Mich plagte der fürchterliche Gedanke, ich könnte den Löffel fallen lassen und ihr weißes Mouffelin Kleid mit Sauce bes Flecken.

Sie hingegen schien mich gar nicht zu bemerken. Oder — im Gegentheil — sie war sich dessen vollkommen bewußt, daß jetzt neben ihr ein Geschöpf sitze, welches sie verstummen gemacht, bezwungen, ganz verändert hatte. Wenn ich ihr etwas anbot, wußte sie es auf das Lieblichste zurückzuweisen, und wenn ich ihr Glas füllte, dankte sie mit ausgezeichnete Höflichkeit.

Uebrigens beschäftigte sich Niemand viel mit mir. In diesem Alter ist der Mann der unbrauchbare Gegenstand: nicht klein genug, um als Spiel-

zeug zu dienen, nicht groß genug, um sich ernst mit ihm zu beschäftigen. Und das größte Uebel ist, daß man das selbst einseht. Daher stammt der allen zwölfjährigen Knaben eigenthümliche Wunsch: „Wenn ich doch nur schon älter wäre!“

Jetzt freilich sage ich: „Wäre ich doch erst zwölf Jahre alt!“

Erst gegen Ende des Mittagmahls, als man auch den Kindern erlaubte, aus fingerhutgroßen Gläschen süßen Wein mit Zwieback zu nehmen, zog ich die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich; es war ein eigenthümlicher Fall.

Auch mir hatte der Kammerdiener Ausbruch eingeschenkt. Das reine, goldige Raß blinkte mir aus dem geschliffenen Gläschen so verführerisch zu, meine kleine Nachbarin wußte ihre Lippen so bezaubernd aus dem eigenen Glase noch röther zu färben, daß ich einen außerordentlich kühnen Entschluß faßte.

Ich wollte mein Glas erheben, dasselbe an Melanie's Glas anstoßen und ihr sagen: Auf Ihr Wohl, liebe Kousine Melanie.“

Das Blut schoß mir in den Kopf, als ich diesen Gedanken faßte.

Ich wollte schon nach dem Glase greifen, als ich auf Melanie's Antlitz einen Blick warf; in diesem Augenblicke aber sah Melanie so stolz auf mich herab, daß ich erschreckt meine Hand zurückzog.

Diese zweifelhafte Bewegung zog die Aufmerksamkeit des Better Hofrath's auf mich, denn er war so gnädig, sich mit folgender Bemerkung (die man auch für eine Einladung hätte halten können) an mich zu wenden:

— Nun mein Lieber, Du kostest den Ausbruch nicht?

Ich antwortete mit unerschütterlicher Entschlossenheit:

— Nein!

— Du willst vielleicht keinen Wein trinken?

Cato sagte nicht mit größerer Bestimmtheit die Worte: *Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni*, als ich das Wort:

— Niemals!

— Wirklich? Du wirst nie Wein trinken!

Ich will sehen, ob Du immer Dein Wort halten wirst?

Schon darum hielt ich Wort und trinke bis heute keinen Wein. Vielleicht hat der erste Troß den Entschluß in mir gereift. Da ich schon beim ersten Glase unterlag, rührte ich niemals mehr ein gepreßtes, gesottenes oder gebrautes Getränk an.

So verlor das Vaterland vielleicht eine Belebtheit im Toastausbringen in mir.

— Schäme Dich nicht, mein Junge, redete mir der Hofrath zu, der mich auf demselben Sitze, auf dem ich das Gelübde gethan, gerne zum Apostaten gemacht hätte. Diesen Wein dürfen selbst junge Leute trinken, namentlich mit Preßburger Zwieback: ein berühmter Zwieback, den Meister Fromm verfertigt.

Wir schoß das Blut in's Gesicht. Meister Fromm! Mein Hausherr! Jetzt wird gleich davon die Rede sein, daß ich eben bei ihm wohne; endlich wird man noch erzählen, daß er ein kleines stumpfnäsiges Mädchen hat, für welches man mich austauscht! Ich müßte vor Scham in die Erde sinken.

Und wahrlich! man muß nur Etwas befürchten, damit es in Erfüllung gehe! Meine Großmutter war unbedacht genug bei diesem Worte das Geheimniß zu entdecken, welches ich verbergen wollte.

— Dezsö wird bei Herrn Fromm in Tausch bleiben.

— Ah, haha! lachte der Hofrath gutmüthig (mir ging sein Lachen durch Mark und Bein), bei dem berühmten Zwiebackbäcker! Er wird noch meinem Neffen Preßburger Zwieback backen lehren.

Wie war ich erniedrigt, vernichtet, vor Melanie beschämt! Ich werde vom Meister Fromm Zwieback backen lernen; von diesem Verdachte werde ich mich nie rein waschen können!

In meiner Verzweiflung blickte ich zufällig auf meinen Bruder; auch er sah auf mich. Sein Blick bleibt mir lebhaft im Gedächtnisse. So pflegte er mich anzusehen, wenn er nahe daran war, mir den Schopf zu beuteln. Ich verstand, was er mit den Augen sagen wollte. Er nannte mich feige, läppisch, weil ich vor dem Spotte der großen Herren erröthete. Er war immer demokratisch gesinnt.

Als er sah, daß ich erröthete, wandte er sich trotzig zu Bálnokházy, um ihm an meiner Stelle zu antworten.

Aber nicht nur ich las seine Gedanken aus seinen Augen, auch eine Andere las dieselben daraus und bevor er sprechen konnte, nahm meine schöne Frau Ruhme ihm das Wort vom Munde weg und antwortete ihrem Manne mit hoher Würde:

— Ich glaube, der Bäcker ist ein eben solcher Mensch, wie der Hofrath.

Ich erschrad über dieses kühne Wort. Ich glaubte, man werde wegen dieses Wortes die ganze Gesellschaft in's Gefängniß werfen.

Bálnokházy neigte sich mit sanftem Lächeln auf die Hand seiner Frau nieder, küßte sie und sprach:

— Als Mensch ist er gewiß ein eben solcher

Mensch wie ich, — ja, als Bäcker ein weit besserer Bäcker als ich.

Jetzt glühte Loránd's Antlitz förmlich. Er vergaß seine Augen auf dem Gesichte der schönen Frau Mähme.

Mein hochwohlgeborner Herr Better beeilte sich jedoch, durch einen huldigenden Handkuß auf die schneeweiße Hand meiner schönen Frau Mähme der Debatte ein Ende zu machen, was mich vollkommen überzeugte, daß sie einander unaussprechlich lieben.

Ich war überhaupt voll ausgezeichnete Hochachtung für meinen herrschaftlichen Verwandten, der eine so schöne Wohnung hatte und zu dessen Titel drei Zeilen nicht genügten.

Ich war von der Ueberzeugung durchdrungen, es gebe wenige so bedeutende Männer auf Erden, wie mein Better Bálnokházy; nach meinem Bruder Loránd hielt ich ihn auch für den schönsten Mann; die Anekdoten, welche er bei Tische erzählte, hielt ich alle für wahr, seine Frau für die schönste und glücklichste Frau auf Erden, und Melanie für einen Engel, der mich in den Himmel emporheben würde — oder ich käme nie dahin.

Und wenn mir damals Jemand gesagt hätte: Fangen wir von Oben an:

„Das reiche Haar auf Bálnokházy's Kopf ist bloß eine Perücke“

Ich bitte um Entschuldigung, daß ich ihm ins Wort falle: ich finde am Perücentragen nichts Tadelnswerthes. Wer sie braucht, soll eine tragen und Alle, die ihren Kopf ohne Müze leicht verkühlen könnten. Ist sie ja nichts anderes, als eine mit ästhetischem Geschmacke verfertigte Müze, eine Kappe aus Haar.

All' das ist wahr, vollkommen ernste Wirklich-

feit; trotzdem verursachte mir Derjenige bitteres Leid, der mir zum ersten Male entdeckte, daß mein Vetter Balnotházzy eine Perücke trage und seinen Schnurbart färbe. (Das war freilich nur färbige Schnurbartwische, nichts anderes.) Und ich verarge es Dem, der mir all' das entdeckte, heute noch. Hätte er mir doch meinen glücklichen Glauben gelassen.

Wie erst, wenn Jemand mir gesagt hätte, daß dieses prunkvolle Wohlleben, welches herrschafilichen Reichthum verkündet, — ebenfalls eine bloße Perücke sei, wie die andere: die Bedeckung eines sehr kahlköpfigen Vermögensstandes?

Und wie erst dann, wenn man mir gesagt hätte, dieses einander die Hände küssende Ehepaar, deren Worte so melodisch tönen, wenn sie zu einander sprechen, lieben sich nicht — hassen sich, verachten sich gegenseitig.

Wenn er noch hinzugefügt hätte, daß dieser Engel, jetzt mein Ideal, einst doch nicht weiter, nicht so viel auf einmal!

Als das Mittagmahl zu Ende war, erlaubten es meine hochwohlgebornen Verwandten, daß Melanie vor uns Klavier spiele.

Melanie war erst acht Jahre alt, konnte aber schon so schön Klavier spielen, wie andere Mädchen, die schon neun Jahre alt sind.

Ich hatte noch sehr selten Klavier spielen hören, zu Hause hatte die Mutter nur hie und da gespielt; sie that es nicht gerne. Loránd spielte immer nur Skalen und das unterhielt mich nicht.

Melanie spielte schon Operpartien, ja selbst eine französische Quadrille spielte sie vor, was mich zur höchsten Bewunderung hinriß. Meine schöne Frau Ruhme behauptete fest, sie lerne erst seit zwei Jahren.

In mir begann ein weitgehender Plan zu reifen.

Melanie spielt Klavier, ich die Violine. Nichts ist natürlicher, als daß ich hieherkomme, um ihr Klavierspiel auf der Geige zu begleiten, und wenn wir auf diese Weise acht, bis neun Jahre standhaft zusammen Klavier und Geige spielen, so ist es unmöglich, daß wir auf diesem Wege nicht unser Lebensziel erreichen sollten.

Zugleich war ich bestrebt, meine Anstelligkeit dadurch an den Tag zu legen, daß ich ihr die Noten umblätterte und es verletzete meine Eigenliebe tief, daß meine herrschaftlichen Verwandten nicht einmal meine Großmutter fragten, wo ich die Noten versteinen gelernt?

Wie alles Gute, ging auch das zu Ende; Melanie hatte die andern Stücke noch nicht ganz einstudirt und doch hätte ich selbst die halb einstudirten gerne gehört, aber meine Großmutter eilte, zu Meister Fromm zurückzukehren. Bálnokházy bat sie zwar wiederholt, die Nacht bei ihnen zuzubringen, sie erwiderte jedoch, sie sei dort zuerst abgestiegen, auch ich wohne dort und sie wolle beim Kleinen bleiben.

Ich haßte mich völlig, wenn's mir in den Sinn kam, daß ich mich deswegen über meine gute Großmutter ärgerte, während ich für dieses Wort den Staub von ihren Füßen hätte küssen sollen.

Ich beneidete meinen Bruder, für den von nun an das Haus des Hofrathes das Daheim wurde.

Als ich beim Abschied meinen hochwohlgebornen Verwandten die Hand küßte, drückte mir Herr Bálnokházy einen Silberthaler in die Hand und fügte mit glänzender Munifizenz hinzu:

— Nimm das, mein Junge, auf einen Mohnkuchen.

Es ist ja wahr, daß man in Preßburg sehr gutes Mohnbackwerk anzufertigen versteht, und daß

man für einen Silberthaler sehr viele Mohnbeugel erhält; — auch kann ich's nicht leugnen, daß ich niemals früher so viel Geld besessen hatte, mit dem ich hätte nach Gutdünken verfügen können; doch hätte ich gerne zwei Thaler verschenkt, wenn ich den einen nicht vor Melanie erhalten hätte.

Ich fühlte, daß mich das in ihren Augen erniedrige. Ich wußte nicht, was ich mit dem Thaler anfangen sollte.

Beim Fortgehen getraute ich mich kaum Melanie anzusehen. Doch bemerkte ich ganz gut, daß sie mich gar nicht beachtete.

In der Thüre ergriff Loránd meine Hand.

— Du — sprach er streng zu mir — was Du von Bálnokházy erhaltst, gibst Du dem Diener, wenn er die Wagenthüre öffnet.

Das gefiel auch mir! Daran werden sie erkennen, wer ich sei, und ich brauche nicht mehr vor Melanie die Augen niederzuschlagen.

Als ich jedoch den Thaler dem Diener in die Hand drückte, war ich von der Größe dieser That so befangen, daß, wer uns Beide anblickte, sicher geglaubt hätte, der Diener habe mir etwas geschenkt.

Ob mir der Herr Better nicht deshalb sein Haus verbieten wird?

Mir tönte noch immer die Quadrille im Ohre, die Töne des Klaviers begleiteten mich. O, wie weit weg!

Melanie war das Ziel, welches meine Eitelkeit sich aussteckte. Der Preis einer langen Laufbahn, den man sich verdienen muß.

In meiner Phantasie sah sie eine ganze bevölkerte Welt. Ich sah die Wege deutlich, welche ich durchwandern mußte, um zu ihr zu gelangen.

Auch ich will ein Herr werden, wie ihr Vater.

Ich werde fleißig studiren, der erste Eminent in der Klasse sein, meine Professoren werden sich mit mir rühmen und bei den öffentlichen Prüfungen sagen: aus dem wird einst ein großer Mann. Ich werde die Advokatenprüfung mit Auszeichnung bestehen, zum Bizegespan in die Rechtspraxis, zu einem Septemvir als Jurate gehen, mit vornehmen Herren bekannt werden, durch mein sanftes, höfliches Benehmen werde ich ihr Wohlwollen gewinnen, ich werde dienstfertig sein, Alles pünktlich ausführen, womit man mich be- traut; ich werde schlechte Gesellschaft meiden, es an- zeigen, wenn man irgendwo einen Plan schmiedet zur Untergrabung der Achtung vor der Obrigkeit; werde meine Talente glänzen lassen, werde verherrlichende Oden schreiben und Panegyriken zu den Jubiläen und Geburtstagen der Obergespanne, des Palatins, zum Amtsantritte des Landesrichters — bis ich nach und nach Sekretär, Affessor, Septemvir, endlich Rath werde, so wie mein Vetter.

Hahaha!

Als wir zu Fromm's zurückkehrten, war mir die Zärtlichkeit des kleinen Stumpfnäschens wahrhaft lästig, Sie schwatzte allerlei Unsinn zusammen. Sie fragte, was wir eigentlich speisten. Ob's wahr sei, daß das Rathsherrnfräulein eine Puppe habe, welche tanzt, Guitarre spielt und den Kopf dazu bewegt? Lächerlich! Als ob Personen von meinem und Me- lanien's Alter sich noch um Puppen kümmern? Ich sagte Heinrich, er möge ihr das verdolmetschen. Darauf wurde sie unwillig, und ich war froh, daß ich sie los war.

Ich sagte, ich müsse studiren gehen, denn ich hätte viele Aufgaben zu machen. Ich ging auf mein Zimmer und fing an zu lernen. Nach zwei Stunden nahm ich wahr, daß mir nichts von Allem, was ich

gelernt hatte, im Kopfe geblieben war, denn all' mein Sinnen ging auf das Rathstöchterlein.

Abends kamen wir wieder im Speisezimmer der Familie Fromm zusammen. Fanni setzte sich wieder neben mich, war wieder guter Laune; sie that so vertraut mit mir, als ob wir wer weiß was für alte Bekannte wären; jetzt zitterte ich schon vor ihr. Es wäre fürchterlich, bei der Familie Balnokhazy in dem Verdachte zu stehen, daß die Tochter eines Bäckers meine Bekannte sei, die mir, so oft sie mich sieht, um den Hals fällt.

Zum Glücke führt man sie schon morgen fort und dann bleibt sie fern, solange ich hier bin; wir werden wie zwei Pole sein, die einander abstoßen.

Vor dem Schlafengehen kam meine gute Großmutter noch einmal in's Zimmer herab. Sie übergab mir meine Kleidungsstücke, zählte mir die Weißwäsche zu, damit ich Alles in Ordnung halte. Auch Taschengeld gab sie mir und versprach mir es allmonatlich mit Loránd's zusammen zu schicken.

— Dann bitte ich Dich, flüsterte sie mir in's Ohr, gib auf Deinen Bruder Acht.

Wieder dies Wort!

Wieder die Mahnung, daß ich, das Kind, auf meinen Bruder Loránd, den Jüngling, Acht geben soll.

Doch was ich zum ersten male nicht verstanden hatte, das klärte mir die zweite Mahnung auf; Anfangs glaubte ich: vielleicht hat mir mein ernstes Betragen, mein altkluges Benehmen die Auszeichnung zugezogen, daß ich auf meinen Bruder Acht geben soll; jetzt wurde es mir klar, daß die unendliche Liebe der beste Wächter sei, und meine Mutter und Großmutter wußten es sehr wohl, daß ich Loránd inniger liebe — als er sich selbst.

Was befürchten sie übrigens für ihn und wovor könnte ich ihn vertheidigen?

Wohnt er nicht am besten Orte von der Welt? Wohne ich nicht weit von ihm?

Meine Großmutter nahm mir das Versprechen ab, daß ich über Alles ein Tagebuch führen werde, was um uns her vorgeht und am Ende eines jeden Monats es ihr schicken werde. Auch über Lorand versprach ich zu schreiben, da er selbst ein fauler Brieffschreiber war.

Dann nahmen wir Abschied von einander. Sie mußten früh Morgens abreisen. Damals mußte man noch per Achse durch die Schütt nach Preßburg reisen einen ganzen Tag hindurch.

Doch erwartete ich sie schon vollständig angekleidet, früh am Morgen, als der Wagen vorfuhr.

Heinrich schlief noch und als ich ihn weckte, sagte er, er warte bis der Ofen geheizt und Martin ihm lateinisch einen guten Morgen wünschen kommen werde.

Die ganze Fromm'sche Familie kam zum Wagen, um von den Abreisenden sich zu verabschieden.

Selbst Fanni, die nun meine Stelle einnehmen ging, war traurig. Mir schien's, als ob sie viel bezaubernder wäre, wenn sie die Augen traurig niederschlug.

Man sah es ihr an, daß sie viel geweint hatte und sich jetzt zwang, um nicht zu weinen. Sie sprach einige Worte zu mir, dann setzte sie sich zu meiner Großmutter in die Kutsche.

Die Peitsche knallte, die Pferde zogen an und meine Stellvertreterin ging in meine liebe Heimath, während ich an ihrer Stelle hier allein zurückblieb.

Und als ich dieses furchtbare Alleinbleiben zum ersten Mal bedachte, wo Alles um mich her fremd ist

und nicht einmal meine Sprache versteht, verschwanden plötzlich in mir der große Mann, der Violinvirtuose, der erste Eminent, der Hofrath, der Heldenliebhaber; ich stützte meinen Kopf an die Wand und hätte gern geweint — wenn ich weinen könnte.

IV.

Der Atheist und der Frömmeler.

Lassen wir auf einige Zeit das Tagebuch des philosophirenden Kindes und beleuchten wir den Platz in der Umgebung der Familie, deren Schicksale wir erzählen!

In Sankadomb lebte ein alter Atheist, Samuel Topandy, der mit den Familien Balnothazy und Aronffy gleich nahe verwandt war, doch hatten diese ihn wegen seiner ausgezeichnet schlechten Gewohnheiten niemals besucht. Sein Haus war erkommuniziert. Weit und breit war er als Atheist der schlimmsten Art verrufen. Doch glaube Niemand, daß Topandy vielleicht vor der Zeit von dem Liberalismus der Neuzeit erfüllt gewesen sei und daß er aus systematischem Nationalismus als Philosoph bestrebt gewesen wäre, sich über die Lehren der positiven Religionen hinwegzusetzen. Er war nur zu seiner eigenen Unterhaltung Atheist. Wegen der verfluchten Unterhaltung, damit er durch sein Gottesleugnen die mit ihm in Berührung kommenden Menschen, die Pfaffen und manchmal auch die Behörden — ärgern könnte.

Denn Jemanden ärgern und mit Erfolg ärgern, galt bei diesem schwachen menschlichen Geschlechte immer für eine Unterhaltung. Und wodurch könnte

man Jemanden erfolgreicher ärgern, als indem man das verspottet, was er anbetet.

Auch jetzt treffen wir gerade eine Komitatsresolution bei ihm, welche das löbliche Komitatsgericht in der Person eines Vizestuhlrichters, eines Geschworenen und des ihnen beigegebenen Brachiums von zwölf mit Gewehren bewaffneten Panduren zu dem Zwecke nach Lankadomb entsandte, damit endlich einmal den Skandalen ein Ende gemacht werde, durch welche Topandy seit Jahren die Gemüther der Gläubigen verletzte, so daß diese Klage auf Klage auf den Tisch des Komitatshauses anhäuften und deswegen in ewig stillem Kriege sich befanden.

Topandy bietet den angekommenen amtlichen Exekutoren eine Pfeife an, sie möchten anrauchen.

Der Vizestuhlrichter Nikolaus Darußegi war ein junger Mann von dreißig Jahren, aber sein blondes Gesicht ließ ihn noch jünger erscheinen. Man sandte gegen Topandy den Vize-, nicht den Oberstuhlrichter, weil ersterer jüngst angestellt wurde und neue Besen gut zu lehren pflegen. Ein junger Mann besitzt mehr Energie und er bedarf auch derselben dem Atheisten gegenüber.

— Wir sind nicht hieher gekommen, um zu rauchen, gnädiger Herr, sprach trocken der junge Beamte, indem er sich in die Brust warf, wir kommen in amtlicher Mission.

— Hol der Teufel Euere Mission; nenne mich nicht „gnädiger Herr,“ mein Lieber, laß uns ein Gläschen Schnaps trinken, dann kannst Du durch Deinen Geschworenen meinem Verwalter sagen lassen, was mir das Komitat zu wissen thut, und muß ich eine Geldstrafe entrichten, laß mein Granarium erbrechen, laß soviel Frucht wegführen, als zur Deckung der Sporteln nöthig ist, dann bleib' bei mir zu Mittag,

es werden sich noch einige lustige Kumpane treffen, die auf den Klang der Musik herüberkommen werden. Mit dem Morgengrauen werden wir dann das Protokoll aufsetzen.

Unterdeß hielt er fortwährend die Hand der vollziehenden Gewalt in der seinen und nöthigte ihn ins Zimmer hinein, und da er viel stärker war als jener, fehlte nicht viel, daß er den Führer der Belagerungstruppe gefangen nahm.

— Ich bitte! Ich protestire! Ich verbitte mir jede Vertraulichkeit! Dies ist eine ernste Angelegenheit!

Der Stuhlrichter protestirte vergebens, während der Hausherr ihn hereinzog.

Bald kam ihm die andere Hälfte des legalen testimoniums zu Hülfe in der Person des Geschwornen, Herrn Franz Buzkay, eines Männchens von gedrungenen Gestalt, kurzen Gliedmaßen, welches kurze Zeit den vergeblichen Kampf seines Prinzipals mit dem Beklagten ruhig mitangesehen hatte.

— Mache der gnädige Herr keine Poffen, denn bei Gott wir legen Ihnen an Hände und Füße solche Eisen an, daß Sie Ihren Humor verlieren werden.

Bei diesen energischen Worten war das Vollmondsgeſicht des Herrn Geschwornen von einem milden Lächeln verklärt; dazu bewegten sich die langen Schnurbartspitzen, ein Mond, über den ein schmaler Wolkenstreif hinzieht.

— Ihr wollt mir Eisen anlegen? Hahaha! lachte Topandy laut auf. Das möchte ich wirklich gerne erleben! Thut's, ich bitte Euch, schon der Neuigkeit wegen, damit ich sagen könne, ich habe auch Ketten getragen, wenigstens auf eine Hand oder einen Fuß. Es würde mir höllische Freude machen!

— Mein Herr! sprach der Stuhlrichter, indem

er seine Hand losmachte, lernen Sie in uns die Obrigkeit achten. Wir sind Ihre Richter, vom löblichen Komitate entsendet und damit betraut, den von Ihnen angestifteten Skandalen, welche jede Christenseele mit gerechter Entrüstung erfüllen, ein Ende zu machen und gründlich zu beseitigen.

Topándy heftete seine Augen verwundert auf den würdigen Sendboten der Obrigkeit.

— Also nicht um eine Steuerexekution handelt es sich?

— Keineswegs. Es ist etwas weit Höheres. Das löbliche Komitat konnte Ihre gottesleugnerischen und irreligiösen Thaten nicht länger ansehen und entsendete uns um

— Um mir Predigten zu halten? Nein, Herr Stuhlrichter, jetzt lassen Sie wirklich die Eisensessel bringen, lassen Sie mich in Ketten schlagen, mich binden, denn sonst höre ich keine Predigt an, lassen Sie mich anbinden, wenn Sie mir eine andächtige Rede halten wollen, denn sonst beiße ich wie ein wüthendes Thier.

Trotz seines jugendlichen Muthes retirirte der Herr Stuhlrichter, der Herr Geschworene aber lächelte auch jetzt noch und hielt die Hände auf dem Rücken.

— Aber gnädiger Herr, machen Sie keine Dummheiten, denn bei Gott, wir führen Sie in's Rochusspital und lassen Ihnen eine Zwangsjacke anlegen.

— Hol' Euch der Teufel, rief Topándy ärgerlich, indem er auf die beiden Richter losging, aber vor dem ewiglächelnden Gesichte des Geschworenen zurücktrat. Was will denn eigentlich das Komitat von mir? Habe ich Jemanden etwas gestohlen? Bin ich ein Mordbrenner, ein Mörder, daß ihr mit bewaffneter Macht über mich kommt?

Der Herr Stuhlrichter war ein gewandter Redner, er antwortete sofort auf die Fragen:

— Ja wohl, Sie haben geraubt: das Seelenheil Anderer! Ja, Sie haben Brand angelegt: an den Seelenfrieden der wahrhaft Gläubigen! Ja, Sie haben gemordet: die Seelen der Ihrer Obhut anvertrauten Personen.

Als Herr Topandy sah, daß er auf diese Weise nicht loskommen konnte, wandte er sich bittend an die Panduren, welche in Begleitung des Stuhlrichters gekommen waren.

— Meine Kinder, Ihr Cherubin ohne Fittige, zwei von Euch mögen zu mir kommen und mich halten, damit ich nicht davonlaufe.

Diese gehorchten und legten ihre Hände auf seine Schultern.

— Jetzt kannst Du predigen, mein lieber Stuhlrichter.

Dieser ärgerte sich über alle Maßen, daß er der Situation keinen ernstern Charakter zu geben vermochte.

— Zuerst komme ich, um jenes Urtheil zu vollstrecken, welches das löbliche Komitat mittelst Bra-
chium gegen Sie vollziehen muß.

— Ich beuge mein Haupt, sprach Topandy mit sarkastischer Demuth.

— Sie halten unter Ihrer Dienerschaft mehrere erwachsene Jünglinge und Mädchen, welche auf Ihrer Besizung geboren, durch Ihre sündhafte Nachlässigkeit bis jetzt noch nicht getauft sind.

— Ich bitte ergebenst, die allgemeine Trockenheit der Brunnen

— Unterbrechen Sie mich nicht! schrie ihn der Stuhlrichter an. Warum haben Sie ihre Vertheidigungsgründe nicht dort und damals vorgebracht,

als Sie angeklagt waren; doch Sie erschienen auf die Citation nicht und da Sie für Ihre Hartnäckigkeit verurtheilt wurden, so hören Sie jetzt das Urtheil an. Vor Allem werden jene Jünglinge und Mädchen, welche auf Ihrem Gute heidnisch erzogen wurden, nach der Komitatsstadt gebracht und dort mit allen Zeremonien getauft werden.

— Könnte man das nicht hier am Brunnen vollziehen?

Der Stuhlrichter war außer sich vor Wuth.

Der Herr Geschworene aber lächelte auch jetzt noch.

— Nehmen Sie doch Vernunft an, gnädiger Herr. Das Komitat zwingt ja Niemanden, daß er gegen seinen Willen Christ werde. Aber irgend einer Konfession muß man doch angehören. Wenn daher der gnädige Herr sich mit seiner Dienerschaft nicht zum Pater bemühen will, so werden wir ihn zum Rabbiner führen; so wird's auch gut sein.

Herr Topandy drohte dem Geschworenen lachend mit der Faust.

— Du bist ein großer Galgenstrick! Du weißt mich immer zu fangen. Da gehe ich schon lieber zum Pater als zum Rabbiner. Aber wenigstens die alten Namen laffet meinen Dienern.

— Das geht nicht, erwiderte der Stuhlrichter streng. Sie haben Ihren Dienern Namen gegeben, die sonst kein Mensch zu haben pflegt. Der eine heißt Gimpel, der andere Zeisig und ein Mädchen, Gott verzeih's, sogar Belzebub! Wer wird diese Namen kanonisiren? Sie werden alle Namen erhalten, welche man in ehrlichen, christlichen Kalendern findet, und wer sie bei den bisherigen Spottnamen rufen wird, zahlt dieselbe Strafe, wie wenn er seinen Neben-

menschen beleidigt hätte. Wie vielen haben Sie das Laufwasser entzogen?

— Vier Dienerinnen, vier Dienern und zwei Papageien.

— Gotteslästerer! Sie speien mit jedem Worte den wahren Gläubigen in's Gesicht.

— Lassen Sie mir einen Knebel in den Mund stecken, damit ich nicht lästern kann.

— Es kann wirklich noch die Reihe daran kommen.

— Lassen Sie die Betreffenden herrufen.

Topandy rief seinem, hinter ihm stehenden Haiduken zu:

— Rufe den „Gimpel“, den „Drechsler“, den „Besenstiel“, dann den „Kufukskraut“ und die „Razerpfote“, erfreue sie durch die Nachricht, daß sie in den Himmel kommen, einen Mantel, ein Paar vorgeschobene Stiefel und einen Weinschlauch bekommen werden, aus welchem der Wein nie verfliegt. Alles das gibt ihnen das löbliche Komitat.

— Ich bitte Sie ernstlich, sprach der junge Richter, sich auf die Fußspitzen stellend, uns mit dem gebührenden Ernste zu antworten. Haben Sie uns nichts verheimlicht?

— Ob ich nicht Jemand für die Hölle gestohlen?

— Nein, mein Theurer, ich suche wahrlich die Freundschaft des Teufels nicht; fangen Sie Jemanden, wenn Sie können.

— Ich habe den Auftrag, Sie zu beedigen.

— Behalten Sie Ihren Auftrag in der Tasche. Lassen Sie sich um achtzig Gulden Hafer aus meinem Granarium zumessen, das ist die Strafe, denn ich schwöre nicht.

— Sie schwören nicht?

— Nein, nein! Wenn Sie befehlen, will ich fluchen, — ich kann's sehr gut, ich will eine halbe Stunde hintereinander fluchen, ohne mich zu wiederholen.

Wieder intervenirte der lächelnde Geschworene.

— So versichere der gnädige Herr auf sein Ehrenwort, daß außer den Gerufenen Niemand unter der Dienerschaft sich befindet, der nicht getauft ist.

— Gut denn, ich versichere auf Ehrenwort, daß keine Seele unter „meiner Dienerschaft“ sich befindet, die heidnisch wäre.

Mit geheimen Vorbehalt hatte sich Topandy so gut als es eben ging aus der Schlinge gezogen, denn das Zigeunermädchen, das er als sechs-jähriges Kind von herumziehenden Zigeunern für zwei Silberzwanziger und ein Spanferkel gekauft hatte, gehörte jetzt, nach neun Jahren, nicht mehr zur Dienerschaft, sondern präsidirte bei Tische, wenn Gäste kamen — Sie trug noch jetzt den heidnischen Namen, welchen sie in der Zigeunerbude im Köhricht bekommen hatte. Sie hieß auch jetzt noch Czipra.

Sie entzog der Gottlose also dennoch der Taufe.

— Hat das löbliche Komitat noch andere Klagen gegen mich.

— Ja wohl. Sie zwingen nicht nur Ihre Umgebung zum heidnischen Leben, sondern erkühnen sich auch, Andere, die aus ihren frommen Gefühlen kein Geheimniß machen, sondern dieselben offen bekennen, in ihren heiligen Handlungen auf schändliche Weise zu stören.

— Wen zum Beispiel?

— Ihnen gegenüber liegt das Haus des Herrn Johann Nepomuk v. Sárkölyvi, der ein sehr frommer Mann ist.

— Ich weiß im Gegentheil, daß er immer betet, er muß daher sehr viele Sünden haben.

— Das haben nicht Sie zu beurtheilen. In unserer indifferenten Zeit ist auch das ein Verdienst, wenn Jemand es öffentlich zu zeigen wagt, daß er die Religion noch achte, und das Gesetz ist verpflichtet, ihn zu vertheidigen.

— Und wodurch habe ich mich an dem guten Herrn vergangen?

— Herr Sarvölgyi hat erst jüngst auf die Front seines Hauses einen großen, schönen heil. Nepomuk malen lassen, mit Oelfarben an eine Metalltafel, vor welchem er selbst knieend gemalt war.

— Ich weiß es, ich habe das Bild gesehen.

— Von den Lippen des heil. Nepomuk floss folgender Satz in Lapidarbuchstaben auf den Knienenden nieder: „mi fili, ego te nunquam deseram“ (Mein Sohn, ich werde Dich nie verlassen.)

— Ich habe auch das gelesen.

— Das Bild war durch ein Eisengitter abgesperrt, welches die ganze Nische verdeckte, damit keine unbefugten Hände dasselbe entheiligen.

— Das war sehr klug eingerichtet.

— Am Morgen nach einer Gewitternacht war jedoch zur allgemeinen Verwunderung der obige Satz vom Bilde verschwunden und statt dessen stand dort: „Packst Dich fort von hier, alter Heuchler!“

— Dafür kann ich doch nichts, wenn der heil. Nepomuk seine Ansicht geändert.

— Jawohl, nur Sie sind daran Schuld. Der Maler, der das Bild gemacht, hat, zur Verantwortung gezogen, gestanden und amtlich konstatirt, daß Sie ihm eine Summe Geldes gezahlt haben, daß er den letzten Satz mit Oelfarben auf dem Grunde des Bildes anbringe und darüber mit Wasserfarben den

andern Satz; damit, wenn der erste Platzregen die Wasserfarben herunterwäscht, der treffliche, fromme Mann in seinem eigenen Hause auf die ärgst Weise lächerlich gemacht werde. Glauben Sie, mein Herr, daß solche Späße nicht durch das Gesetz bestraft werden?

— Ich pflege nichts zu glauben.

— Und dennoch müssen Sie unter Anderm auch das glauben, daß Sie das Gericht erstens wegen Herabwürdigung des Heiligthums, zweites wegen des verursachten Schadens, und zur Deckung der Kosten verurtheilt hat, welche die Herabnahme, Ausbesserung und Wiederherstellung des Bildes verursacht haben.

— Ich sehe ja keinen klägerischen Advokaten.

— Weil der Kläger den auf ihn entfallenden Theil dem Gerichte zur Verfügung gestellt hat, damit er zu wohlthätigen Zwecken verwendet werde.

— Auch gut. Lassen Sie das Granarium öffnen.

— Das thun wir nicht, sprach der Geschworene; wir werden uns schon von den Regalien bezahlt machen, wenn diese repartirt werden.

Topandy lachte.

— Mein lieber Herr Stuhlrichter, glauben sie an das, was in der Bibel steht?

— Ich bin ein guter Christ.

— Dann appellire ich also an Ihren Glauben. Es heißt irgendwo in der heiligen Schrift, daß eine unsichtbare Hand in dem Zimmer irgend eines heidnischen Königs, er hieß — wenn ich gut unterrichtet bin — Belsazar, die Worte an die Wand schrieb: „mene, tekel, ufarsin.“ Wenn die Hand damals geschrieben, warum hätte sie es nicht auch jetzt thun können? Und wenn der Regen den frommen Satz abgewaschen, dann klagen Sie ihn, als den Schuldigen, an.

— Das sind gewiß sehr gewichtige Einwürfe, die Sie vor dem Gerichte hätten vorbringen können, vor welches Sie zitiert waren; Sie hätten bis zur Septemvirkaltafel appelliren können; da Sie aber nicht erschienen sind, so müssen Sie die Folgen Ihrer Hartnäckigkeit tragen.

— Gut denn, ich bezahle, sprach Topandy lachend. — Aber nicht wahr, das war ein guter Witz von mir?

Der Stuhlrichter machte ein zorniges Gesicht.

— Wir kommen schon noch zu andern guten Witz, ich bitte mich zu Ende sprechen zu lassen.

— Die Sündenliste ist also noch länger?

— Wenn wir strenge sein wollten, dann hätte sie gar kein Ende. Die schwerste Anklage, die auf Ihnen lastet, ist die Profanirung der heiligen Plätze.

— Ich hätte irgend einen heiligen Ort profanirt? Seit vierzig Jahren kam ich keinem Glockenstrich nahe.

— Sie haben einen früher zu heiligen Zeremonien verwendeten Raum zu einem Saale für Saufgelage eingerichtet.

— Ah, davon ist die Rede? Distinguiren wir, ich bitte. Zwischen Platz und Platz ist ein großer Unterschied. Sie belieben das Kapuzinerkloster zu meinen? Das ist doch keine Kirche. Die hat ja schon der selige Kaiser Joseph aufgehoben und ihre Güter mit allen darauf befindlichen Gebäuden unter staatliche Oberaufsicht gestellt und verkaufen lassen. So kam auch der Klostergarten in meinen Besitz, ich war der einzige Vizitator und er blieb mir auf dem Halse. Es waren auch Gebäude darin, doch ob eine Kirche dabei gewesen, weiß ich nicht, da man alle beweglichen Gegenstände fortgetragen hatte und ich nur die leeren Wände vorfand. Auch war kein Ser-

vitut im Kaufvertrage bedungen, wozu ich das Gebäude besitzen müsse. Darin waren auch Andere nicht skrupulös. Ich kenne in Maria-Eich ein Kloster, wo an der Stelle des früheren Altars ein Backofen steht, wo der Schwab im früheren Chor seinen Mais aufbewahrt, und in einer Stadt an der Donau hat die Regierung selbst aus einem Kloster ein Spital machen lassen.

— Diese Beispiele dienen Ihnen nicht als Entschuldigung. Wenn der schwäbische Bauer Gottes Segen an dem Orte hält, von welchem aus man früher um denselben betete, so ist das kein Sakrilegium, auch das Aerar handelt in frommer Weise, wenn es die körperlich Leidenden dort pflegen läßt, wo einst die Seelenkranken Trost fanden; Sie aber haben die in Ihren Besitz gelangten Wände mit obszönen Bildern bemalen lassen.

— Ich bitte sehr, diese sind sämmtlich aus der klassischen Literatur gewählt. Illustrationen zu Gedichten von Beranger und Lafontaine: „mon curé — les clefs du paradis — le scapulier — les cordeliers du Catalogne“ etc. Lauter fromme Sujets.

— Ich weiß es. Ich kenne sie im Original. In Ihren Privatzimmern können Sie sich damit umgeben; ich habe übrigens vier Steinmeße mitgebracht, welche die Bilder, dem Urtheile gemäß, von den Wänden herausbauen werden.

— Das ist ja eine wahrhafte Konomachie! rief Topandy lachend, der davon entzückt war, daß er durch seine Tollheiten sich das ganze Komitat auf den Hals gehetzt hatte. Konoklastiker: Bilderstürmer!

— Wir werden auch noch Anderes stürmen.

fuhr der Stuhlrichter fort. Jener Ort hatte auch eine Gruft. Was wurde daraus?

Die ist auch jetzt noch dasselbe.

— Was ist darin?

— Was in einer Gruft zu sein pflegt; Todte gesegneten Andenkens, die in Holzsärgen ruhen und der Auferstehung warten.

Das Gesicht des Stuhlrichters drückte großen Zweifel aus, er wußte nicht, ob er es glauben sollte oder nicht.

— Und wie, wenn Sie und ihre lustigen Rumpane dort Bacchanalien feiern?

— Ich protestire gegen das Wort Bacchanal.

— Ganz recht, es ist noch schlimmer. Ich hätte die Unterhaltungen mit stärkerem Ausdruck bezeichnen müssen, bei welchen die Gesellschaft in antiker Kleidung, einen Braten am Spieß vorantragend, unter dem Absingen gemeiner Lieder eine Prozession macht vom Kastell bis zum Kloster.

— Die Obrigkeit mag sehr erbittert gegen mich sein, wenn sie darin einen Skandal sieht, daß eine Gruppe lustiger Brüder sich bis auf's Hemd entkleidet, wenn ihnen heiß ist; was aber die gemeinen Lieder betrifft, so haben dieselben so unschuldige Texte, daß sie gedruckt zu haben sind, die Melodien sind geradezu Kirchenmelodien.

— Das ist ja eben der Skandal, daß Sie fromme Melodien parodiren und auf trivialen Text anwenden. Wenn Sie guter Laune sind, wozu gehen Sie in die Gruft?

— Wissen's, zu einem kleinen Schmaus.

— Ja — zu einem Saufgelage, fiel ihm der Geschworne ins Wort.

— Das meinte auch ich, sprach der Atheist lachend.

— Wie? fuhr der Stuhlrichter auf, der jetzt das Rätthsel von den Todten in den Holzfärgen zu begreifen anfing, das ist also — ein Keller?

— Natürlich; ich hatte nie einen besseren Keller?

— Und die Todten und die Särge?

— Fünfzehneimerige runde Särge voll Wein. Kommen Sie, mein Lieber, kosten wir von Allen, Sie werden's nicht bereuen.

Jetzt gerieth der Stuhlrichter noch mehr in Wuth; diese machte ihn löwenstark, so daß er seine Hand aus der Topandy's Losriß.

— Machen wir dem Späße ein Ende! Sie stehen vor der Obrigkeit, mit der sich nicht spaßen läßt. Uebergeben Sie mir die Schlüssel des Klosters, damit ich die Wände reinigen lassen könne.

— Lassen Sie die Thüre einbrechen.

— Thut's Ihnen nicht leid, ein gutes Schloß verderben zu lassen? fragte der Geschworene.

— Gut also, wenn Ihr mir versprechet, von einem Fasse einen Fingerhut voll zu kosten, dann öffne ich die Thüre, denn unter dem Titel „Kloster“ öffne ich keine Thüre der Welt, unter dem Titel „Keller“ aber wie viele immer, und dann bezahle ich auch baar.

Der Herr Geschworene zog den Stuhlrichter beim Rocke; der Gescheidtere gibt nach, auch die Strenge hat ihre Grenzen.

— Gut denn, der Herr Geschworene wird den Wein kosten, ich trinke keinen.

Topandy flüsterte seinem Haiduken einige Worte in's Ohr, worauf dieser sich plötzlich entfernte.

— Sehen Sie also, lieber Stuhlrichter, daß wir uns am Ende doch ausgeglichen haben; jetzt las-

sen Sie mich das Konto sehen, wie viel ich dem Komitate schuldig bin, wie viel ich für die Beleidigung der frommen Gemüthler bezahlen muß.

— Hier ist die Rechnung; 200 Gulden für die „Missethaten“, die Prozeßkosten erstrecken sich auf drei Gulden dreißig Kreuzer.

(Das geschah vor dreißig Jahren.)

— Ferner?

— Ferner die Kosten für Reparatur, die jetzige Reise, Assistenz, Vorspann, die Kosten für die Steinmeße, machen zusammen zweihundertdreieunvierzig Gulden und vierzig Kreuzer.

— Viel Geld, doch wir werden's zusammensuchen.

Mit diesen Worten zog Herr Topandy eine mit zwei Griffen versehene Schublade aus dem Kasten und schleppte dieselbe mit allem, was darin war, auf den großen nupshölzernen Tisch vor die vollziehende Gewalt.

— Hier ist das Geld.

Die löblichen Mitglieder der Obrigkeit traten wohl erschreckt zurück, dann fingen sie an zu lachen.

Die Kastenschublade war voll — es läßt sich mit e i n e m W o r t e nicht sagen, womit — im engeren Sinne genommen — mit Papier.

Es war darin eine Masse alter Banknoten, ein Theil bereits entwerthet, andere noch im Kurse: lange Noten, schwarze Bankozettel, rothe Banknoten; — außerdem abgespielte Karten, Tarock-, Schweizer- und französische Karten, alte Theaterzettel, Marktbilder, bekannte Erzeugnisse des Humors, der Schneider auf dem Boche reitend, der Teufel, der ein altes Weib holt, ein Simandldokument für jungverheirathete Männer, auf denen die Frau den knieenden Gemahl mit dem Besen prügelt; das Bild des Nürn-

berger Bürgermeister mit dem langen Schnurbarte, dann ein Paß Briefkouverts, dann wieder Banknoten, Alles durcheinander geworfen, so daß man bald ein Duzend Karten, bald ein barockes Bild, bald einen Gulden zur Tilgung der unangenehmen Strassumme herausziehen mußte.

Das war Topandy's Sparkassa.

Das Gold- und Silbergeld pflegte er auszugeben, aber was man ihm in Banknoten bezahlte und was er in solchen annehmen mußte, das pflegte er von Jahr zu Jahr hierher zu stecken, zwischen Karten, tolle Bilder und Theaterzettel, und die Werthschätze pflegte er nur dann zu lüften, wenn er, wie jetzt, unangenehmen Besuch hatte, was man sonst auch Exekution zu nennen pflegt.

— Hier ist das Geld, ich bitte.

— Wie? rief der Stuhlrichter, sollen wir aus diesem Wirrwar das Geld heraussuchen?

— Ich bin leider zu wenig bewandert darin, welche von den vielen Banknoten gültig sind, welche nicht. Uebrigens haben Sie Recht, mein Lieber, ich muß Ihnen das Geld zuzählen, da Sie es übernehmen.

Damit that er einen Griff in die Lade und zog eine Note nach der andern aus der Hand.

— Diese ist gut, diese nicht mehr. Diese ist noch neu, jene wirklich schon zerfetzt. Welches ist eigentlich die Münzseite von dieser da? Das ist ein Fünfer, das ein Zehner, das wieder der Treffbub.

Mitunter entstand auch ein kurzer Streit, wenn er Etiquetten von Champagnerflaschen für zehn Gulden rechnen wollte.

Die Herren protestirten dagegen; er möchte das nur wegwerfen.

— Was, das wäre kein Geld? Das muß Geld

sein. Das sind französische Banknoten. Es steht ja darauf 10 fl. zahlbar bei Eliquot, tragen Sie's nur hin.

Bald wieder fing er an, ein kleines humoristisches Bild zu erklären und mit den Boten der Obrigkeit zu feilschen, wie theuer sie das annehmen. Ihn habe es sehr viel gekostet.

Endlich mußte wieder der Herr Geschworene interveniren, sonst würde die Liquidation bis zum anderen Tage nicht zu Ende sein; er suchte dann als Kunstkenner die zweihundertdreiundvierzig Gulden zusammen.

— Ich bitte um ein wenig Wasser, die Hände zu waschen, bat der Herr Geschworene, als er zu Ende war; es war ihm, als hätte er Getreide gereutert.

Wie Pilatus nach dem Urtheile! spottete Topandy. Sofort wird Alles bereit sein. Jetzt ist die gesetzliche Manipulation vollendet; jetzt sind wir nicht mehr Kläger und Beklagter, sondern Wirth und Gäste.

— Gott bewahre; protestirte der Herrr Stuhlrichter, auf die Thüre zugehend, wir sind nicht dazu gekommen. Wir wollen Ihnen weiter nicht lästig fallen.

Mir lästig fallen? fragte der Sünder lachend. Sie glauben also, mein Lieber, daß mir die Geschichte unan genehm war? — Gerade im Gegentheil, die famoseste Unterhaltung! Nicht für tausend Gulden gab' ich's, daß ich das Komitat so in Harnisch gebracht habe. Das war herrlich, Exekution! Bracchium! Gesetzlich vertilgte Bilder! Von diesem Spasé zehre ich ein ganzes Jahr. Und Ihr werdet es noch sehen, meine Lieben, ich werde noch etwas anstellen, etwas ersinnen, daß man mich in Fesseln auf's Komitathaus führen wird, ein Bataillon Soldaten wird mich abholen und in's Kühle bringen. Hahaha!

Hol' mich der Teufel, wenn ich das nicht zu Stande bringe. Wenn man mich auch auf ein Jahr einsperren wollte! Wenn ich im Hofe des Komitatshauses Holz sägen und dem Bizegespan die Stiefel putzen müßte! Ein klassischer Gedanke! Ich kann nicht sterben, bis ich das nicht erreicht habe.

Unterdessen war der Haiduk mit dem befohlenen Waschwasser zurückgekommen; die andere Thüre aber öffnete ein anderer Haiduk und bat die Herren Gäste höflichst einzutreten.

— Die gnädige Frau läßt die Herren schönstens zu einem kleinen Gabelfrühstück bitten.

Der Stuhlrichter blickte zweifelnd auf den Geschworenen, dieser hatte sich abgewendet, um die Hände zu waschen und verbarg sein lachendes Gesicht in die hohle Hand.

— Sie sind verheirathet? fragte der Stuhlrichter Topányi.

— O nein! erwiderte dieser — sie ist nicht meine Frau — sie ist meine Schwester.

— Wir sind aber in der Nachbarschaft zum Mittagmahl geladen.

— Zu Sárkölygi? Das thut nichts. Wenn man bei Sárkölygi mittagmahlen will, ist's gut früher bei mir zu frühstücken. Uebrigens habe ich das Versprechen für einen Trunk Wein schon als *conditio sine qua non*; dann darf ein Cavalier die Einladung einer Dame niemals zurückweisen.

Das letzte Motiv war wirklich entscheidend, die Einladung einer Dame darf man unmöglich zurückweisen, selbst wenn man über bewaffnete Gewalt verfügt. Dieser Macht muß man nachgeben.

Der Herr Stuhlrichter gab also dem dritten Eroberungsversuche nach und ließ sich am Arme in den Speisesaal führen.

Topandy befahl den Haiduken laut, für die Panduren und Steinmeze zu sorgen, damit sie genügend zu essen und zu trinken haben, und als der Stuhlrichter widersprechen wollte, nahm er ihm das Wort vom Munde weg: „Ich bitte, jetzt ist die Exekution zu Ende; wollen Sie bedenken, daß die guten Burschen den Kalk von den Klosterwänden abschaben müssen, wobei ihnen der Staub auf die Brust fällt, ich will nicht, daß durch mein Vergehen die Wächter der öffentlichen Sicherheit krank werden. Hier kömmt meine Schwester.

Durch die gegenüberliegende Thüre trat die oben erwähnte gnädige Frau ein.

Sie mochte höchstens fünfzehn Jahre alt sein, sie hatte ein blendend weißes Kleid an, welches ihr nach damaliger Mode nur bis an die Knöchel reichte und mit Spizensälbchen verziert war, ihre schlanke Taille war mit einem breiten Rosaseidenband umspannt; ihr Teint war ein wenig braun und blaß, um so frischer roth die schwellenden Lippen, die, wenn sie sich zum Sprechen öffneten, die schönsten Perlenzähne durchschimmern ließen; die dichten Augenbrauen liefen auf der Stirne fast zusammen, und unter den langen Augenwimpern leuchteten zwei unruhige schwarze Augen hervor; sie glichen Kohlen, deren Hälfte noch glüht. Der Herr Stuhlrichter wunderte sich, daß Topandy eine so junge Schwester habe.

— Meine lieben Gäste, sprach Topandy, indem er die Gerichtsherren der gnädigen Frau vorstellte.

— Ah! ich weiß! sprach die junge Dame mit heiterer heller Stimme. Sie sind zu Ihnen auf Exekution gekommen, sie thaten sehr recht daran, so geschieht's Ihnen recht. Sie wissen nicht den hundertsten Theil der Gotteslästerungen, welche dieser Mensch

begeht, denn sonst wäre er schon längst um seinen Kopf gekommen.

Der Herr Stuhlrichter fand diese Anerkennung und Aufrichtigkeit von Seite einer Schwester sehr sonderbar, trotzdem setzte er sich neben die gnädige Frau an den Tisch.

Der Tisch war mit kalten Braten und den feinsten Weinen beladen.

Die Gnädige legte dem Herrn Stuhlrichter die besten Bissen vor und unterhielt ihn durch ihr heiteres Gespräch; der Geschworene trank mit dem Hausherrn in aller Stille Glas um Glas; den mußte man nicht erst bitten.

— Glauben Sie mir, sprach die Gnädige zum Stuhlrichter, wenn dieser Mensch einst in die Hölle kömmt, muß man ihm ein Extrazimmer öffnen; so sehr verdient er's. Ich bin schon müde, ihn zu bessern.

— Sind Sie schon lange im Hause des Herrn Topandy, meine Gnädige? fragte der Herr Stuhlrichter.

— D' schon seit zehn Jahren.

(Wie alt mag denn diese Frau sein, dachte der Stuhlrichter bei sich und wußte keine Antwort darauf.)

— Stellen Sie sich vor, was er für Streiche macht? Jüngst stellte er einen alten Heiligen mit schlechtem Hute auf dem Kopfe als Bogelscheuche im Garten auf.

Der Herr Stuhlrichter wandte sich mit vorwurfsvollem Kopfschütteln zu dem Beklagten: Daraus wird wieder nichts Gutes, wenn das Komitat es erfährt.

— Sprich nicht, was du nicht verstehst, liebe Schwester, sprach Topandy. Es war eine alte Bildsäule des Pilatus, welche vom früheren Kalvarium zurückgeblieben war.

— Nun der war doch auch ein Heiliger, versiferte die Dame mit blickenden Augen.

Der Stuhlrichter begann sich von seinem Sitze zu erheben. (Die Gnädige mag eine eigenthümliche Erziehung genossen haben, wenn sie nicht einmal weiß, wer Pilatus gewesen sei.)

Topandy fing unbändig zu lachen an. Dann sprach er, als ob er die Verletzungen, welche sein Lachen für die Dame war, gut machen wollte, mit frommer Miene:

— Und wenn Du auch Recht hättest, war's keine fromme Handlung, daß ich dem trefflichen Manne, der seine Anstellung verloren hatte, einen ständigen Posten verschaffte? und da er bloßköpfig war, so bedeckte ich sein Haupt gegen Wind und Wetter. Aber traktire den Herrn Stuhlrichter jetzt nicht mit frommen Klagen, sondern lieber mit dem Rehbratou, Du siehst ja, daß er ihn nicht anzurühren wagt.

Die Gnädige that nun, wie ihr befohlen worden.

Der Herr Stuhlrichter mußte essen; erstens, weil ihn eine schöne Dame dazu aufforderte, zweitens, weil Alles, was sie ihm anbot, sehr gut war; er mußte aber nicht nur essen, sondern auch trinken, denn sie füllte ihm immer wieder das Glas und forderte ihn auf, mit ihr anzustoßen, wobei sie immer mit gutem Beispiele voranging. Sie stürzte das schillernde Raß nur so hinab, als ob es reines Wasser wäre. Und diese Weine waren in der That sehr stark. Der Herr Stuhlrichter konnte es den schönen Augen der Gnädigen nicht abschlagen, denselben zuzusprechen.

Verbotene Früchte schmecken süß. Das erfuhr der Herr Stuhlrichter zur Genüge. Und zu den verbotenen Früchten war doch auch das Gabelfrühstück

in einem gottlosen Hause zu rechnen; das Gabelfrühstück, welches noch außerdem dem nachfolgenden Diner den Appetit stahl, welcher bei einem frommen Manne Pflicht und Schuldigkeit ist.

Die Mahlzeit wollte kein Ende nehmen. Nach den kalten Speisen folgten die frischen Braten, und die schöne, junge Dame wußte so freundlich anzubieten, daß der Herr Stuhlrichter nicht zu widerstehen vermochte.

— Noch ein Stückchen von dieser frischen Bratwurst mit Majoran. Ich selbst habe sie gestern Abends bereitet.

Der Herr Stuhlrichter verwunderte sich. Die Gnädige beschäftigte sich auch mit solchen Dingen? Als die Bratwurst zur Reige ging, gab er seinem Erstaunen auch Ausdruck.

— Man sollte meinen, daß so schöne Hände sich mit nichts Anderem, als mit Sticken, Klavierspielen und dem Umwenden von Blättern mit Goldschnitt beschäftigen. Haben Gnädige schon den Reichstags-Almanach gelesen?

Auf die Frage lachte Topandy hell auf, der Geschworene verdeckte seinen Mund mit der Serviette, das Lachen blieb ihm in der Kehle stecken; der Stuhlrichter konnte nicht begreifen, was an seiner Frage Lächerliches sei.

Die Gnädige aber antwortete ganz unbefangen:

— O, es hat eine sehr schöne Melodie, ich kenn's; wenn Sie mich anhören wollen, so werde ich es Ihnen vorsingen.

Der Herr Stuhlrichter dachte, hier müsse ein Mißverständnis herrschen, jedenfalls aber müßte man die Gnädige sehr gerne anhören, wenn sie singen will.

— Welches Lied wünschen Sie? die „Stadt Wien“ oder „die Rosenknoſpe“?

— Beide, ſprach der Hausherr, — und als Zugabe das allerneueſte Landtagslied. Aber verlaſſen wir den Speiſeſaal und gehen wir in das Zimmer meiner Schweſter, denn hier machen die Gabeln, Teller und Meſſer zu viel Geräuſch. In ihrem Zimmer kann ſie beim ungarischen Klavier ſingen. Haben Sie ſchon ein ungarisches Klavier geſehen, lieber Stuhlrichter?

— Ich erinnere mich nicht.

— Das iſt ſehr schön. Das dürfen Sie anhören. Die Kleine ſpielt vortrefflich darauf.

Der Stuhlrichter reichte ſeinen Arm der Gnädigen und die Geſellſchaft begab ſich in das Zimmer derſelben.

Es war ein prachtvolles, elegantes Zimmer; die Möbel waren aus Mahagoni- und Ebenholz mit reichen Schnitzereien und Vergoldungen, große Glaſſchränke und ſchwere Seidenvorhänge; doch war es dadurch weſentlich von den Gemächern anderer Damen verſchieden, daß dieſe koſtbaren Gegenstände ihrer Form und Verwendung nach verſchieden waren von den ſonſtigen Einrichtungsſtücken eleganter Gemächer.

In einem Winkel ſtand ein Stüdrahmen aus Mahagoniholz mit Elfenbein ausgelegt; auch jezt war eine halbvollendete Stüderei daran, in welche Blumen, Schmetterlinge und Vögel mit wunderbarer Zartheit geſticht waren.

— Sehen Sie, ſprach die junge Dame, das iſt mein Stüdrahmen; auch die Tiſchdecke, auf welcher wir heute frühſtückten, iſt mein Werk.

Die hat wirklich eine ſonderbare Erziehung geſtoffen!

Daneben ſtand ein Spinnrad mit einer Spindel,

auf jene war Flachs, auf diese Seide gebunden, die elfenbeinerne Spule war zwischen die Seide gesteckt.

Das hier ist meine Bibliothek, sprach die Dame, auf die Wandschränke zeigend.

Durch die Glastüren der Wandschränke sah man eine geordnete Flaschenschaar; ganz unten standen die großen Folianten voll Essig aller Sorten, in der zweiten Reihe für den Winter aufbewahrte Gurken, dann bis an den Plafond hinauf alle Gattungen eingesottenen Obstes in strahlender Herrlichkeit, deren letzte Reihe Obstgeist jeder Gattung in verschiedenen gefärbten Gläsern enthielt.

— Eine herrliche Bibliothek, sprach der Herr Geschworene, während der Stuhlrichter auch jetzt noch nicht darüber in's Klare kommen konnte, was das für eine Dame sein möge, welche dergleichen für eine Bibliothek hält.

Die schweren Brokatvorhänge, welche, im Alkoven auf prachtvolle Stangen gespannt, ein Zelt bildeten, blieben auch nicht lange räthselhaft, denn die junge Dame hob den Vorhang auf und sprach ganz naiv:

— Das ist meine Ruhestätte.

Eine schöne Decke war auf dem Fußboden ausgebreitet und sonst nichts.

Neben diesem Bette stand ein großer Metallkäfig.

— Das ist mein Lieblingsvogel, sprach die schöne Dame, auf das darin befindliche Thier zeigend.

Es war ein großer schwarzer Hahn, welcher sich plötzlich krähen erhob, als die Fremden in seine Nähe traten, und mit angstvollem Geschrei Lärm schlug, indem er sein rothbehelmtes Haupt schüttelte.

— Sehen Sie, das ist mein alter Kamerad,

der auf mich Acht gibt und zugleich meine Uhr, die mich früh Morgens aufweckt.

Und der Blick der Dame wurde ganz gefühlvoll, als sie dem zornigen Thiere die Hand hinreichte, auf welche dieses mit zärtlicher Schmeichelei loshafter, indem es das bekannte spassige Geschrei hören ließ.

— Wenn ich im Freien bin, dann begleitet er mich wie ein Hündchen.

Das schwarze Ungethüm hatte, so lange es die Fremden sah, bloß in sanfteren Tönen angezeigt, daß es von ihrer Anwesenheit Kenntniß genommen, als aber auch Topandy hervortrat, brach es in einen Kriegslärm aus, als ob es alle Hühnerställe der ganzen Pusta hätte erwecken wollen, um ihnen anzuzeigen, es schleiche ein Fuchs im Garten herum, seine Federn am Halse standen aufrecht wie ein spanischer Kragen.

— Er wird gleich schweigen, beruhigte die junge Dame die Gäste, sobald er nur die Musik hören wird.

Sehen wir also das ungarische Klavier!

Dieses war ein Cymbal. Freilich ein Kunstwerk aus Ebenholz mit Perlmutter ausgelegt, die Nägel zum Spannen der Saiten waren aus Silber, der Grund färbige Holzmosaik, die Griffe der auf den Saiten ruhenden Cymbalschläger bestanden aus rothem Korall, das Postament, auf welchem der Cymbal lag, war eine prachtvolle Tischlerarbeit und bildete den besten Resonanzboden unter dem Instrumente, und der kleine Sessel, der bei demselben stand, war mit rothem Sammt überzogen und hatte goldene Füßchen mit Tigerkrallen.

Trotzdem bleibt es sonderbar, daß eine junge Dame Cymbal spielt.

Dieses Wirthshausinstrument, welches man unter einem zerschliffenen Mantel zu tragen, auf die Tische der Csárda oder aufgestellte Fässer zu legen pflegt, in welches die angeheiterten Bauernburschen flache Kupfergrofchen werfen, nimmt sich gar sonderbar aus in Gesellschaft der Mahagonimöbel und bildet eine eigenthümliche Begleitung zu dem Gesange einer jungen Dame, welche, als ob sie am Klavier säße, mit ihren zarten, mit zierlichen goldenen Armbändern geschmückten Händen die Töne aus dem klagenden Instrumente hervorzaubert, eine Kunst, zu der wir uns den Künstler nicht anders vorstellen können, als mit verwildertem Barte und mit leerer Tabakspfeife, die er nur des bittern Nachgeschmackes wegen im Munde behält.

Dazu ist das ganze Cymbalspiel so komisch, so grotesk. Die Arme des Musikers sind ewig in Bewegung, die Schultern und der Kopf begleiten sie, nicht wie beim Klavier, wo die fünf Finger Alles ausführen; das Verhältniß des Klaviers zu dieser Kunst ist wie das des großen Herrn zum Kinde; mit jenem spricht man von Weitem, während der Cymbalschläger mit seinem Instrumente „per Du“ ist.

Der jungen Dame stand auch das sehr gut an.

Als sie die Cymbalschläger in die Hand nahm, als sie dieselben über die gespannten Saiten hinlaufen ließ, gewann ihr Antlitz ein ganz neues Leben, bis dahin — gestehen wir's — hatte es einen einfältigen Ausdruck; jetzt fühlte sie sich zu Hause, das war ihre Welt.

Sie sang den Gästen zwei Lieder vor, beide gehörten zu jener Gattung, welche man bei uns „Landtagslieder“ nennt; sie pflegten in den Juraten-Kaffeehäusern während der Reichstagsessionen

gemacht zu werden, als unsere Jugend noch mehr Humor hatte.

Das Eine hatte eine schöne traurige Melodie und fängt mit den Worten an: „Von Wien weht ein kalter Wind zu uns herüber.“ Es schließt damit: „Bitter ist das Wasser der Donau, denn bei Preßburg fielen viel bittere Thränen hinein, welche die Großen des Landes vergossen, weil Nagalhi nicht Ablegat geworden.“

Jetzt sind die Patrioten viel sparsamer mit den Thränen, damals aber weinte man viel über das Lied „von Wien.“ Das andere Lied war die „Rosentknoſpe, Spheurante“, welches ebenfalls eine sehr hübsche Melodie hat und dessen Text von Freiheitsaltären, Freiheitsengeln, Freiheitskränzen und anderen ähnlichen mythologischen Gegenständen spricht.

Unter den Händen der jungen Dame erklangen die Saiten, von ihren Lippen schmetterte das Lied, als ob sie am tiefsten die Floskeln desselben empfände, als ob sie am tiefsten betrübt sein müßte.

Sie sang noch ein drittes Landtagslied, das hat aber ganz satyrischen Inhalt, ist aber so sehr lokalisiert und persönlich, daß es heutzutage Wenige begreifen könnten, was der Wik sei — „an der Krähe, die aufs Kreuz geflogen“, oder an dem zum Exempel gewordenen **K a r r e n p f e r d**.

Topandy gefiel es außerordentlich. Er ließ sich's zwei Mal vorsingen. Wahrscheinlich wurden die Pfaffen darin verspottet, doch so, daß es nur Derjenige verstand, dem man die näheren Beziehungen erklärt hatte.

Der Herr Stuhlrichter war ganz bezaubert von dem einfachen Instrumente. Er hätte nie geglaubt, daß man es mit solcher Virtuosität behandeln könne.

— Sagen Sie mir doch, meine Gnädige, wo haben Sie auf diesem Instrumente spielen gelernt? fragte er die Dame, da er nicht mehr sein Erstaunen verbergen konnte.

Auf diese Frage fing die Gnädige so sehr zu lachen an, daß sie sammt dem Stuhle umgefallen wäre, wenn sie sich nicht rasch mit den Füßen am Postamente des Cymbals festgehalten hätte. Trotzdem fiel der hohe Schildkrötkamm, welcher, nach damaliger Mode, ihr reiches Haar in einer Frisur „a la Giraffe“ zusammenhielt, ihr aus dem Haare und zwei lange, rabenschwarze Zöpfe flossen aufgelöst bis auf den Boden nieder.

Da hörte die junge Dame zu lachen auf und da es ihr nicht gelingen wollte, ihr Haar in Ordnung zu bringen, wand sie es auf dem Kopfe zusammen, nahm die elfenbeinerne Spule aus dem Gewebe und steckte sie ins Haar; eine herrlichere Krone als diese war, läßt sich nicht denken.

Und um ihre frühere gar zu große Lustigkeit wieder gut zu machen, nahm sie den Cymbalschläger in die Hand und begann auf dem Cymbal eine wehmüthige Melodie anzustimmen.

Es war keine Melodie, keine Variationen bekannter Arien, es war eine namenlose Fantasie, ein Bild ohne Rahmen, eine Gegend ohne Horizont. Jemand beklagt in muthwilligen Tönen etwas sehr Trauriges, was bereits vergangen ist und nie wiederkehren kann, was er Niemandem in Wort oder Rede vertraut und nur den klingenden Saiten mittheilt, damit sie es weiter tragen von Geschlecht zu Geschlecht; — das Lied eines Bettlers, der's verleugnet, daß er einst König war; — das Lied eines Landstreichers, der's verleugnet, das er ein Vaterland gehabt, der aber desselben gedenkt und diese

Erinnerung klingt klagend durch das Lied, Niemand versteht sie, Niemand erfasst sie, vielleicht auch die nicht, die sie spielt, sie ahnt sie bloß und trauert darüber. Es ist der Wind, der über die Haide weht und von dem Niemand weiß, von wo er kommt, wohin er geht. Eine flüchtige Wolke, von der Niemand weiß, von wo sie herangezogen, wo sie niedersinkt. Ein heimatloser, gegenstandsloser, formloser Schmerz eine blüthenlose, widerhalllose, weglose Haide voll zauberhafter Luftgebilde.

Selbst der Herr Stuhlrichter hätte bis Abends zuhören mögen, wenn er dabei auch um das Mittagsmahl in der Nachbarschaft gekommen wäre, als ihn Topandy mit der skeptischen Bemerkung aus seiner Träumerei aufschreckte, um wie viel mehr Gefühl in einer aufgespannten Stahlsaite liege, als in einem zweibeinigen Geschöpfe, welches sich Gottes Ebenbild nennt.

Dadurch wurde er wieder daran erinnert, daß er sich im Hause des Atheisten befinde.

Draußen ertönte gerade die Mittagsglocke, und zugleich erhob auch der schwarze Hahn seinen Wächterruf, indem er heftig mit den Flügeln um sich schlug, seine Stimme erschallte, wie die Trompete eines Thurmwächters, welcher den Einwohnern mit Trompetenstößen die Mittagsstunde anzeigt.

Darauf verschwand plötzlich vom Gesichte der Dame der traurige Ausdruck, sie legte die Cymbalschläger nieder, sprang von ihrem Stuhle auf und fragte mit natürlicher Aufrichtigkeit:

— Nicht wahr, das war ein schönes Lied?

— Ein sehr schönes. Was ist das für ein Lied?

— Still! Das ist nicht erlaubt zu fragen.

Der Herr Geschworene mußte den Herrn Stuhl-

richter darauf aufmerksam machen, es sei Zeit zum Fortgehen, da sie noch eine „Unterhaltung“ erwarte.

Darüber lachten dann alle Vier.

— Ich bedaure sehr, daß ich gerade bei solchem Anlasse zum ersten Male das Vergnügen hatte, Sie kennen zu lernen, sprach der junge Beamte, als er dem Hausherrn beim Abschiede die Hand schüttelte.

— Mich freut es im Gegentheile; ich empfehle mich, auf baldiges Wiedersehen, das heißt, bis zur nächsten Exekution.

Hierauf wendete sich der Stuhlrichter zu der Gnädigen, um ihr für den herzlichen Empfang zu danken.

Dabei wollte er die Hand der jungen Dame erfassen, um sie zu küssen; bevor er aber diese Absicht ausführen konnte, umschlang die Gnädige seinen Hals mit den Armen und küßte ihn so tüchtig auf die Wange, wie man sich's nur in seinen glücklichsten Stunden wünschen kann.

Der Herr Stuhlrichter war eher erschreckt als erfreut über das unerwartete Geschenk. Die Gnädige hat wirklich sonderbare Gewohnheiten. Kaum wußte er, wie er aus dem Hause auf die Gasse gekommen war. Wohl war ihm auch der Wein ein wenig zu Kopfe gestiegen, er war nicht gewohnt, zu trinken.

Von Topandy's Kastell mußte man, um zu Sárvölgy's Wohnung zu gelangen, durch einen Kleegarten gehen.

Bis zur Thüre dieses Gartens führte der Geschworene seinen Amtskollegen an der Hand, indem er langsam an seiner Seite ging; als sie aber im Garten d'rin waren, sprach Herr Buczkay zum Stuhlrichter:

— Gehen Sie nur voran, ich werde bald nachkommen, ich muß ein wenig zurückbleiben, um nach Herzenslust zu lachen.

Er setzte sich auf den Boden nieder, drückte seine beiden Fäuste auf den Magen und fing zu lachen an, so laut als er nur konnte. Dann legte er sich auf den Bauch, stampfte mit den Füßen den Boden und lachte fortwährend.

Der junge Beamte dachte voll Besorgniß: Dem hat's der Magyaräter schön angethan, wie soll ich nun mit einem betrunkenen Menschen in das Haus eines so frommen Mannes mich begeben.

Als Buczkay jener Forderung der Natur Genüge geleistet hatte, nach welcher der Magnetismus der überladenen guten Laune sich in einer entsprechenden Lachsalve äußern mußte, stand er vom Boden auf, staubte seine Kleider ab und sprach mit der ernstesten Miene von der Welt: „Jetzt können wir gehen.“

Sárvölgyi's Haus unterschied sich von den anderen ungarischen Dorfwohngebäuden wesentlich; während bei diesen Thüre und Thor offen standen und höchstens ein paar große Hunde den Hof bewachen, und auch das zumeist darum, um ihre schmutzigen Pfoten den Gästen als Zeichen der Zärtlichkeit auf die Sonntagskleider zu drücken, war Sárvölgyi's Wohnung wie ein städtisches Gebäude, ringsum mit Steinmauern umgeben, das Thor und die kleine Thüre waren stets geschlossen und die Ringmauer mit Nägeln geschützt, ja, was bei Dorfhäusern unerhört ist, selbst eine Klingel war angebracht, welche man ziehen mußte, um seine Gegenwart anzuzeigen.

Die Amtsherren mußten eine gute Viertelstunde bei der Thüre warten, schon äußerte der Geschworene den Wunsch: wenn doch Niemand die Thüre

öffnen wollte, als endlich schlürfende Schritte auf dem Gange hörbar wurden und irgend eine heisere, kreischende weibliche Stimme begann, die Draußenstehenden zu verhören:

— Nun wer ist's ?

— Wir sind's.

— Wer sind diese wir ?

— Die Gäste.

— Was für Gäste ?

— Der Stuhlrichter und der Geschworene.

Hierauf wurde endlich der Kiegel mit großer Mühe zurückgeschoben und eine Matrone erschien, die in Bezug auf ihr Alter schon ein wenig „nach der Weinlese“ war. Sie hatte eine schmutzige weiße Küchenschürze vorgebunden und über derselben eine blaue Schürze, unter welcher sich noch eine dritte in bunten Farben befand. Der Luxus dieser Frau bestand darin, sich soviel schmutzige Schürzen als möglich vorzubinden.

— Guten Tag Frau Boris, grüßte sie der Geschworene im Tone eines Bekannten; Sie wollten uns ja kaum hereinlassen.

— Ich bitte um Entschuldigung; ich habe klingeln gehört, konnte aber nicht sogleich kommen da der eingemachte Fisch sich in der Pfanne befindet; ich mußte warten, bis er fertig ist, und dann gehen hier so viele schlechte Menschen herum, Bettler, Bagabunden, arme Reisende, daß man die Thüre immer geschlossen halten und fragen muß, wer draußen ist.

— Schon recht, meine Seele, sehen Sie also nur nach Ihrem Fisch, daß er nicht verbrennt, wir werden den gnädigen Herrn schon finden; ist er schon mit seinem Gebete fertig ?

— Er hat von Neuem damit angefangen. Man hat einen Todten ausgeläutet und da pflegt er im-

mer für die abgeschiedene Seele zu beten. Stören Sie ihn nicht in seinem frommen Beginne, ich bitte, denn sonst ist er den ganzen Tag über verdrießlich.

Frau Boris führte die Herren in ein großes Zimmer, welches, dem gedeckten Tische nach zu schließen, als Speisesaal diente, sonst hätte man dasselbe für irgend einen Botivsaal zu frommem Zwecke halten können; so war dasselbe mit den Bildern jener Heiligen behängt, die wir, da es zu schwierig ist, sich zu ihnen zu erheben, zu uns herabzuziehen suchen.

Und auch darin liegt etwas Erhebendes! Das Bild eines Christus, der die Last seines Kreuzes auf den Berg Golgata trägt, in dem Zimmer einer kummerbeladenen Wittwe, eine „Mater dolorosa“ in der Wohnung der besorgten Mutter, das Haute-Relief einer Madonna, so fleckenlos, wie der Geist des Gebetes, über dem Bette der Jungfrau, das Kind mit dem Lamme, Johannes der Täufer und der kleine Jesus, der das schlafende Kind neben sich auf das Kissen legt, damit es von Engeln träume, sie sind sicherlich erhebende, rührende, ehrwürdige Symbole, die Erinnerung, welche sich an sie knüpft, ist heilig, die Andacht, die vor ihnen kniet, ehrwürdig; — aber ein widerwärtiger Anblick ist die Wohnung des Pharisäers, der sich mit Heiligenbildern umgibt, damit man dieselben sehe.

Sarvölgyi ließ die Gäste lange warten, die jedoch nichts weniger als ungeduldig waren.

Seinem Eintritte ging ein heftiges Klingeln voraus, das gewohnte Zeichen für die Küche, daß man Alles zum Auftragen vorbereite. Bald darauf trat er in das Zimmer.

Er war ein hoher, dürrer Mann, für seine Größe sehr schmal, und diese dünne Gestalt hatte noch einen so kleinen Kopf, daß man kaum glauben

konnte, derselbe könne zu Allem gebraucht werden, wozu andere menschliche Köpfe verwendet werden, Sein glattrasirtes Gesicht verrieth sein Alter nicht, sein Teint war ölgelb, sein Gesicht hatte unbewegliche blutrothe Falten, sein Mund war klein, sein Kinn zusammengedrückt und seine Nase unverhältnißmäßig lang und von einer unangenehmen Biegung.

Er drückte den Herren sehr salbungsvoll die Hand; den Herrn Geschworenen hatte er schon lange das Glück zu kennen, aber den Herrn Stuhlrichter zu sehen, diese ehrenvolle Auszeichnung wird ihm jetzt zum ersten Male zu Theil. So freundlich er aber auch war, so bewegte sich doch keine einzige Muskel seines Gesichtes.

Es schien fast, als hätte der Herr Stuhlrichter eine Wette gemacht, heute kein Wort hervorzubringen; die ganze Last der Unterhaltung fiel also auf den Herrn Geschworenen.

— Wir haben die Exekution glücklich vollzogen.

Das war natürlich der bequemste Anknüpfungspunkt des Gespräches.

— O, ich bedaure es lebhaft genug, daß das nothwendig war, seufzte Sárkölyvi. Obwohl mich Topandy unausgesetzt verfolgt, liebe und achte ich ihn doch; ich wünschte nur, daß er es verdiene. Er wäre ein ausgezeichnete Mensch; ich erkenne es an, daß ich sehr gefehlt habe diesen Mann wegen der mir zugefügten Beleidigung zu verklagen; ich bedaure, daß ich es gethan habe. Ich hätte mich an den Spruch halten sollen: „Wenn man dich auf eine Wange schlägt, so halte auch die andere Wange hin.“

— Wenn das allgemein gehalten würde, so würden sehr wenig Kriminalprozesse vor das Gericht kommen.

— Ich gestehe es, daß ich heute Morgens, als

die Exekutionskommission herauskam, eine Art Freude darüber empfand, daß mein Feind gefallen, daß er unter meine Füße gerathen. Ich dachte daran, daß er jetzt zähneknirschend der Gerechtigkeit, die ihm auf den Kopf tritt, nach der Ferse schnappt. Das war aber eine sündhafte Freude, denn Niemand darf über den Sturz des Gefallenen frohlocken und sich über die Gefahr seines Nächsten freuen. Das war ein Frevel, den ich sühnen muß.

Die beste Sühne, dachte der Geschworene, wäre, wenn er ihm die erquirte Summe zurückerstatten würde.

— Ich habe mir deshalb eine Buße auferlegt, sagte Sarvölgyi, seinen Kopf salbungsvoll auf die Brust fallen lassend. O, ich pflege mich strenge zu bestrafen, wenn ich mich auf einer Sünde ertappe. Ein eintägiges Fasten ist meine Buße; meine Strafe wird sein, daß ich hier während des ganzen Gastmahles am Tische sitzen und keinen Bissen zu mir nehmen werde.

Das wird schön werden, dachte der Geschworene. Der fastet, um ein Gelübde zu erfüllen und wir haben uns in der Nachbarschaft vollgeessen; wir werden bei der Mahlzeit bloß Zuschauer bleiben und Frau Boris wird uns mit dem Besen aus dem Hause fegen.

— Der Herr Stuhlrichter hat gewiß in Folge der vielen amtlichen Wähen Kopfschmerz? sagte Sarvölgyi, so den Nagel auf den Kopf treffend.

— Gewiß ist dem so! bestätigte der Herr Geschworene.

Der junge Beamte hatte in der That eher Ruhe nöthig, als etwas Anderes. Es gibt Menschen, die nach dem Genuße von einigen Gläsern Wein schläfrig werden und in Bezug auf welche es eine

wahre Tortur ist, wenn sie wach zu bleiben gezwungen werden.

— Das Amt bringt große Beschwerlichkeiten mit sich, sagte Sárkölyi, den aufgenommenen Standpunkt unterstützend. Der Eifer und die Thätigkeit reiben Viele vor der Zeit auf. Diese Welt erkennt das Verdienst nicht an und erst im Jenseits finden Vorzüge ihre Anerkennung.

— Ich glaube, sprach der Herr Geschworene, es thäte dem Herrn Stuhlrichter wohl, sich ein wenig auf's Sopha niederzustrecken, und auszuruhen, bis das Brachium die Klosterpurifizierung vollendet haben wird und wir uns auf den Weg machen können.

— Der Schlaf ist eine Gabe des Himmels, sprach der fromme Mann; wer ihn seinem Nebenmenschen raubt, begeht eine schwere Sünde; ich bitte sich's nur recht bequem zu machen.

Das wahr wohl keine leichte Aufgabe, auf der schmalen rohrgeflochtenen Bank, welche der Hausherr mit dem Titel Sopha beehrte; wahrscheinlich wurde sie für Aszeten zur Lagerstätte gemacht. Der Herr Stuhlrichter legte sich trotzdem darauf, bat um Entschuldigung und schlief ein. Ihm träumte, er sehe den gedeckten Tisch wieder vor sich, an welchem ein Gast eine Klasten weit entfernt saß vom andern, um welchen ringsumher die Heiligenbilder hängen, die aber alle ihr Gesicht abwenden, als ob sie nicht zusehen wollten. Da wo früher ein schwerer zwölfarmiger Luster vom Plafond herabhing, schwebte jetzt der Hausherr selbst.

Endlich wurde die Thüre geöffnet, mit so zierlichem Knarren, daß der Herr Geschworene glaubte, Jemand sänge, damit man ihn einlasse; — Frau Boris brachte die Suppe.

Der Herr Geschworene hatte sich schon zu dem

Opfer entschlossen, zur Ehrenrettung des amtlichen Sendboten — heute noch einmal zu mittagmahlen. Er hielt sich für fähig, diese Aufgabe zu erfüllen.

Er hatte sich getäuscht.

Eine Eigenheit hat der Ungar, welche noch nicht besungen wurde, die nämlich, daß sein Magen gewisse Speisen nicht aufnimmt.

Das kann ein Ausländer nicht begreifen: das ist ein Spezificum.

Man hat es einer unserer berühmten politischen Kapazitäten vorgeworfen, daß sie in ihre Landtagsmaiden speech — den Spinat eingemengt, während das ein sehr kräftiges Motiv war, welches man während jener Landtagsession vorbringen konnte für den Wunsch, daß wir zu Hause bleiben wollen.

Und als Börösmarty sang, „für dich ist draußen in der weiten Welt kein Raum“ hielt er es für unnötig, auch die Ursache hinzuzufügen, da sie ohnehin Jedermann weiß: — weil man im Auslande überall mit Butter kocht.“

Der ungarische Magen verabscheut die mit Butter bereiteten Speisen. Sie ekeln ihn an, er wird todtkrank davon, flieht vor dem bloßen Namen, und wenn ihn eine schlimme Hausfrau hinterlistiger Weise mit solchen Speisen traktirt hat, hält er dies für ein Attentat gegen sein Leben und setzt sich niemals mehr an den Tisch einer solchen Giftmischerin.

Man möge ihm im Auslande einen noch so hohen Posten anweisen, er wird sich aus der verfluchten butterriechenden Welt zurückwünschen, und kann er nicht zurückkehren, so magert er ab, geht zu Grunde und wie die aus ihrem Klima gebrachten Thiere der heißen Zone, vermehrt er sein Geschlecht nicht in fremdem Lande. Ringsumher kochen seine Nachbarn mit Butter, Del, Talg; er aber kann's nicht vertra-

gen und deshalb: „ob die Hand des Geschicks dich segnet oder schlägt, mußt du hier leben, hier sterben.“

Auch der Herr Geschworene gehörte zu dieser Sorte von Stammmagyaren. Als er wahrnahm, daß die Krebsensuppe mit Butter bereitet sei, legte er den Löffel neben seinen Teller und sagte, er könne keine Krebse essen. Seit er erfahren, der Krebs sei nichts Anderes als ein im Wasser lebender Käfer und seitdem in Deutschland sich eine Gesellschaft gebildet, welche es sich zur Aufgabe gemacht, die Maikäfer zum Beckerbissen zu erheben, könne er diese Ungethüme von retrograder Richtung nicht ausstehen.

— Tragen Sie also die Suppe ab, Frau Boris, sprach der Hausherr seufzend. Er selbst aß auch nicht, da er Buße that; diese Strafe hatte er sich auferlegt.

Frau Boris trug die Schüssel mit giftigem Zähneknirschen hinaus.

Man denke sich eine Wirthschafterin, deren ganze Ambition und Reich die Küche ist, und der man gleich die erste Schlüssel unberührt läßt.

Mit der zweiten ging's ihr ebenfalls nicht besser. Es waren gefüllte Eier mit Sardellen.

Der Herr Geschworene versicherte auf Ehre, daß sein Großvater gestorben sei, als er einmal Sardellen gekostet, und daß alle weiblichen Mitglieder seiner Familie vom bloßen Geruche Krämpfe bekamen. Er könnte eher einen Wallfisch verzehren, als eine Sardelle.

— Frau Boris, tragen Sie auch das hinaus. Es ist Niemand davon.

Jetzt fing die gute Frau schon zu murren an; das ist doch gewiß schrecklich, eine unausstehliche Biererei, die feinsten Speisen so zurückzuweisen, sol-

che, die man gemiß im Hause seines Großvater nie zu essen bekam. Doch das Knirschen der Thüre übertönte dieses Murren, als sie hinausging. Dort draußen fing dann das Reifen mit den Dienstboten an, da wurden Teller geworfen und die Pfannen zerschlagen — nach altem Brauch.

Dann wurde etwas Salatartiges aufgetragen — gesotten mit gebackenen Semmelbröseln bestreut.

Davon hatte der Herr Geschworene, als er noch in's Kollegium ging, einst ein so heftiges Fieber bekommen, daß er es seit damals für ein lebensgefährliches Unternehmen hielt, damit in nähere Berührung zu kommen.

Nun begann die Wirthschafterin mit Herrn Sárvölgyi laut zu zanken.

— Habe ich nicht gesagt, daß Sie heute keine Fastenspeisen mögen kochen lassen. Habe ich's nicht gesagt? Sie glauben Jeder ist so bigott wie Sie und hält Freitag Fasten. Da haben Sie's nun; jetzt trifft mich Schande und Spott.

— Das gehört zu der Buße, die ich mir auferlegt habe, sprach Herr Sárvölgyi mit frommer Ergebung.

— Der Donner schlage in Ihre Buße, jetzt verzehrt mich der Aerger, wenn die drüben es erfahren. Sie werden von Tag zu Tag närrischer.

— Sage nur, fromme Frau, was Dir auf die Zunge kömmt; der Himmel hat ja auch Dich mir als Strafe zur Seite beigefellt.

Frau Boris schlug die Thüre hinter sich zu und krach draußen vor Aerger in Thränen aus.

Der Herr Geschworene that still das Gelübde, von der nächsten Speise zu essen, und sei sie auch remes Gift.

Es war ärger als das, — Fisch.

Hier können wir's durch ärztliche Zeugnisse erhärten, daß der Geschworene bettlägerig wurde, so oft er Fische aß. Er mußte auch sogleich erklären, er könne nichts anrühren, selbst wenn man ihm drohen würde, ihn mit heißem Wasser aus dem Hause zu brühen.

Frau Boris sprach kein Wort mehr. Sie war bereits so weit, daß sie schwieg. Man weiß, daß dies das vorletzte Stadium des Weiberzornes ist, wenn sie schweigen und keine Worte mehr finden. Darüber hinaus ist nur noch Eines, welches wir sofort kennen lernen werden.

Der Herr Geschworene glaubte das Mittagmahl schon überstanden zu haben und er bat Frau Boris aufrichtig, für ihn und den Herrn Stuhlrichter ein wenig schwarzen Kaffee bereiten zu wollen.

Diese ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen; Herr Sarvölgti nahm selbst den Kaffeefieder zur Hand — dieses Geschäft überließ er niemals einem Andern — und bis zur Rückkehr der Frau Boris kochte er den Kaffee bei der Spiritusflamme.

Der Herr Stuhlrichter träumte gerade, der vom Plafond herabhängende Mensch wende sich zu ihm mit den Worten: „Ist eine Tasse Kaffee gefällig?“ und es that ihm gar wohl, als er vom Sopha aufspringend ihn nicht an der Stelle des Luster's, sondern auf dem Stuhle vor sich sah und daß dieser ihn mit den Worten ansprach: „Ich bitte, hier ist der schwarze Kaffee.“

Der Herr Stuhlrichter setzte sich rasch zum Kaffee, um den Schlaf zu vertreiben; auch der Geschworene schenkte sich ein.

Im selben Augenblicke trat Frau Boris mit einer Schüssel „Topsenockerl“ ein.

Jeder Romanschriftsteller schwärmt für die nationalen Speisen seines Vaterlandes; warum sollten nicht auch wir es aufrichtig, ohne jede Hypokrisie gestehen, wenn wir damit auch gegen das Programm unserer Gegner verstoßen, daß es eine Frage gibt, in welcher jeder seinem Vaterlande und dessen Traditionen treue Ungar einer Ansicht ist, ob er nun Altkonservativer oder Demokrat ist, und diese Frage ist: die *conditio sine qua non* der „Toppfenockerl“ sind die „Fettgrammel“; hingegen verstößt es gegen die Tradition, den Usus und das nationale Selbstbewußtsein: sie durch Butter zu entehren.

Und es kann nicht geleugnet werden, daß auch im gegenwärtigen Falle die Außerachtlassung dieses unentbehrlichen Zusatzes zu schwerem Gravamen Anlaß bot.

Frau Boris nahte sich dem Geschworenen mit den gefahrverkündenden Vorböten des letzten Stadiums des weiblichen Zornes auf dem Gesichte: — sie lächelte und war sanft.

Das ist der furchtbarste Anblick, wenn eine Dame, eine Schlüssel Topfennudel in der Hand, lächelt und sanft thut, während der Partner ganz gut weiß, daß ihn nur eines Haares Breite von der Katastrophe trennt, daß ihm die ganze Schlüssel sammt dem Inhalte an den Kopf fliegt.

— Ist gefällig, ich bitte sehr.

Den Herrn Geschworenen überließ der kalte Schweiß.

— Das wird Ihnen doch schmecken? — „Nockerl!“

— Ich sehe, mein Herz, daß es Nockerl sind, stammelte der Herr Geschworene und blickte um sich, ob er nicht durchgehen könne, aber keines meiner

Familienmitglieder hat noch je nach dem schwarzen Kaffee Topfenockerl gegessen.

Noch war die Katastrophe nicht hereingebrochen. Schon schloß der Herr Geschworene die Augen, da er das Unvermeidliche erwartete; doch wunderbarer Weise zog das Gewitter gefahrlos an ihm vorüber.

Es war noch ein Gegenstand vorhanden, der die Bliße an sich zog.

Der Stuhlrichter hatte sich wieder an den Tisch gesetzt und that erst jetzt Zucker in seinen Kaffee; der kann also die Ausrede nicht benutzen.

— Ich bitte sehr, nehmen Sie davon . . .

Vor dem furchtbaren Blicke der Frau standen dem Stuhlrichter die Haare zu Berge. Er sah, daß ihn der grausame Drache der Apokalypse verschlingen würde, wenn er sich, um die Sünden seines Genossen zu sühnen, an der Mehlspeise nicht zu Tode essen würde. Und doch war das ganz unmöglich. Wenn man ihm mit dem Henkerschwerte, oder dem Scheiterhaufen gedroht hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, auch nur einen Löffel voll zu nehmen.

— Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, verehrte Dame, stammelte er, indem er seinen Sessel vor dem drohenden Gespenste zurückschob, doch ich fühle mich so unwohl, daß ich nichts essen kann.

Jetzt ging das Donnerwetter los.

Frau Boris stellte die Schüssel auf den Tisch, stemmte die Hände in die Hüften und brach in die Worte aus:

— Nein, Himmelsakrament! Sie können bei uns nicht speisen, weil Sie dort drüben sattgefüttert wurden — von dem — *Z i g e u n e r m ä d c h e n*.

Bei diesen Worte blieb beiden Männern der

heiße Kaffee in der Kehle stecken. Dem Geschworenen vor Lachen, dem Stuhlrichter vor Schrecken.

— Diese Frau hat sich wirklich furchtbar ge-
rächt!

Dem frommen Stuhlrichter war's zu Muth, wie einem Schulknaben, der Prügel bekommen, und der fürchtet, man werde es auch zu Hause erfahren.

Zu seinem Glücke kam eben der Pandurenkorporal mit der Meldung, die profanen Bilder seien vernichtet und der Wagen stehe zur Abreise bereit. Doch hatte auch dieser schon seinen Theil erhalten, denn als er sich in der Küche nach den Herren erkundigte, hatte ihn Frau Boris tüchtig ausgeschimpft, er möge zur Hölle fahren, er rieche nach Wein, den ihm das Zigeunermädchen drüben zu trinken gegeben.

Das Zigeunermädchen!

Der Herr Stuhlrichter war noch nie so leichten Herzens auf den Wagen gestiegen, als jetzt, als er dieses Haus, dieses verfluchte Lankadomb verlas-
sen konnte.

Erst weit draußen auf der staubigen Land-
straße sprach er seinen Reisegefährten an:

— Diese gnädige Frau war also wirklich ein
Zigeunermädchen?

— Ja wohl, Herr Stuhlrichter!

— Warum haben Sie mir das nicht gesagt?

— Weil Sie mich nicht darum gefragt haben.

— Darum also lachten Sie so unbändig?

— Gewiß darum.

Der Herr Stuhlrichter seufzte tief auf.

— Sagen Sie es um Gotteswillen meiner
Frau nicht, daß mich das Zigeunermädchen ge-
küßt hat.

V.

Die Höhle des Kannibalen.

Die Theißregulirung gehörte damals noch nicht einmal zu den frommen Wünschen, den Anger, auf welchem jetzt rings um Lankadomb Zuckerrüben mit vierschauligen Maschinen ausgegraben werden, bedeckte damals ein unübersehbarer Sumpf, der bis an die Grenze von Topandy's Gärten reichte, von welchen er durch einen tiefen Wassergraben getrennt war; dieser Graben erstreckte sich in schmalen Krümmungen bis in das dichte Röhricht und bildete im Sommer eine Ader, welche das Gewässer des Sumpfes in die Theiß leitete. Wenn das Wetter regnerisch war und der Fluß anschwoll, floß der Bach natürlich von der Theiß wieder in den Sumpf zurück.

Der ganze Sumpf mit den angrenzenden unbebauten Wiesen mochte zehn bis zwölf Quadratmeilen betragen. Nach starken Frösten pflegte man da Rohr zu schneiden, bei großen Treibjagden jagte man viele Fische und Wölfe auf, und alle Jäger der Umgegend hatten Gelegenheit, den ganzen Tag auf Wasserhühner Jagd zu machen, und wenn es ihnen gefiel, konnten sie auf einem schmalen Seelentränker ihn kreuz und quer befahren und die schmucklosen Wasserhühner nach Belieben austrotten, Niemand konnte sie daran hindern.

Ein Vorfahre Topandy's hatte erlaubt, aus dem Moor Torf zu schneiden, der jetzige Besitzer aber verbot diese Gattung der volkswirthschaftlichen Gewerbe, weil es die ganze Fläche verunstaltete; die Gräben füllten sich nämlich mit sumpfigem Gewässer

so daß weder Menschen, noch Thiere sich ihnen ohne Lebensgefahr nahen konnten.

Mit gutem Auge konnte man vom Kastellflur aus den ungeheuren Heuschober sehen, welchen man vor etwa zehn oder zwölf Jahren inmitten des Sumpfes aufgeschichtet hatte; es war zufällig ein trockener Sommer und man hatte dasselbe von den feichten Stellen des Sumpfes abgemäht. Darauf folgte ein nasser Winter, so daß man weder mit Wagen, noch mit Schlitten hingelangen konnte, das Heu blieb dort; es mochte schon angefault sein, so daß sich's nicht mehr der Mühe verlohnte, es wegzuführen.

Man ließ es liegen, es wurde ganz braun und obenauf mit Moos bedeckt.

Topandy sagte oft zu seinen Jagdkumpanen, welche den fernen Heuschober auf dem Sumpfe wahrnahmen:

— Seht Ihr, in dem Heuschober dort muß Jemand wohnen. Oft schon sah ich am Abend aus dem Schober Rauch aufsteigen; das mag eine ganz gute Wohnung sein. Der Regen dringt nicht hinein, im Winter hält sie warm, im Sommer kühl. Ich selbst möchte drin wohnen.

Einigemal unternahmen es die Freunde beim Jagen, bis dorthin vorzudringen, doch stets vergeblich, denn rings um den Schober war der Boden schon so sumpfig, daß man mit dem Rahne unmöglich vorwärts kommen konnte; wer aber sich auf den sumpfigen Boden wagte, kam an so lebensgefährliche Stellen, daß ihn die Genossen nur mit Mühe mittelst eines Seils aus dem Schlamme zu ziehen vermochten.

Zuletzt gaben sie sich mit der Ansicht zufrieden, daß in der Gesichtswerte des Kastells zwischen den

Wölfen und Ottern ein von Menschen erzeugtes Ungeheum sein beständiges Lager aufgeschlagen habe, das zu beunruhigen schade wäre, da es Niemanden etwas zu Leide thut.

Doch selbst die kühnsten Jäger wichen dem verdächtigen Schober am helllichten Tage aus, wer würde sich also erköhnen, sich ihm Nachts zu nähern?

Wenn das Mondlicht aus der Mitte eines Regen verkündenden Hofes seinen nebligen Glanz über die Sumpfgegend ausbreitet und den Anblick der Gegend noch abschreckender macht, wenn die Dünste des Sumpfes sich als schwerer Rebel auf die Ebene niederlassen, wenn die Urbewohner des Moores, die am Tage schlafen und des Nachts wachen, laut werden, wenn das Geschrei der Unken und Millionen Frösche ertönt und verkündet: hier sind der Schlamm und die verpestete Luft Herrscher; wenn die Rohrdommeln einander aus ihren Nestern zurufen; wenn der Wolf die Wölfin heulend sucht und wenn plötzlich eine gespensterhafte Wolke über den Mond hinwegzieht und ihm etwas zuflüstert, wovor die ganze Natur erschrickt; wenn der Wind seufzend durch das Röhricht zieht, dann plötzlich Alles schweigt und eine Todesruhe eintritt, furchtbarer als alle Schreckenslaute der Nacht zusammen: wessen Schritte werden dann in der Sumpfebene hörbar?

Ein Reiter wurde sichtbar, der beim Mondlichte seinen Weg fortsetzte.

Das Pferd sank immer bis zu den Knöcheln in den Schlamm, der keinen Pfad sehen ließ, die Spur, die nach ihm blieb, wurde alsbald wieder vom Schlamme bedeckt; was den Weg nach vorwärts bezeichnete, war nichts Anderes, als das nach zwei Richtungen getheilte Röhricht, das Zeichen des Weges, den früher jemand Anderer hier genommen hatte.

Das kluge Thier lauschte auf diese Zeichen, zuweilen witterte es mit geöffneten Nüstern, ob es nicht auf Abwege gerathe; bald kam es an solche Stellen, wo das Schilf aufhörte und der Moorgrund mit seinen seltsamen Pflanzenbildungen die Stelle desselben einnahm und die wallenden Gräser desselben den Abgrund verbergen. Das scharfe Auge des Pferdes hilft an solchen Stellen, es weiß geschickt die Stellen zu finden, wo der Boden fest ist, oft springt es von einer Erhöhung zur anderen. Der Platz, den es übersprang, ist mit grünem Grafe bedeckt, inmitten desselben blühen gelbe Blumen; allein das kluge Thier weiß es, fühlt es, oder hat es vielleicht auch schon erfahren, daß das eine trügerische Tiefe ist, die der Schlamm gefüllt hat, welchen das Wassermoos mit grünem Teppich überzogen. Dann eilt es weiter, der unheimlichen Gefahr ausweichend.

Und der Reiter?

Der schläft.

Der schläft auf dem Rücken des Pferdes, während dasselbe ihn an dem verfluchten Orte vorüberträgt, wo rechts und links das Grab lauert, unter ihm die Hölle gähnt und ringsumher die Nacht ihre Schatten breitet. Der Reiter schläft, Kopf und Rumpf schaukeln hin und wieder; bald hebt er das Haupt empor, wie es im Wagen Reisende zu thun pflegen, wenn derselbe einen heftigen Stoß erhielt und dann schlummert er wieder ein und sitzt so sicher im Sattel, als ob er an das Pferd gegossen wäre. Aber nur sein Haupt schläft, Hand und Fuß wachen; seine beiden Füße sind in den Steigbügeln, mit einer Hand hält er die Zügel, mit der anderen die gespannte doppelläufige Pistole.

Im Mondlichte erscheint sein dunkles Gesicht noch schwärzer, sein langes, schneckenförmig gerin-

geltes Haar hängt wirt unter seinem Hute herab, der tief über die Augen gezogen ist; sein schwarzer Bart und Schnurbart, sowie die stark gekrümmte Adlernase deuten auf seinen Zigeunerursprung hin. Seine Kleidung besteht aus einem abgenützten blauen Dolmán, mit Schnüren besetzt, der sehr unordentlich zugeknöpft ist, und darüber hängt ein zerrissenes Lammsfell als Bunda, deren fehlendes Stück „irgendwo“ hängen geblieben sein mag.

Der Reiter schläft behaglich; gewiß ist er schon auf solchen Wegen geritten und mit solcher Eile, daß er dabei nicht schlafen konnte; jetzt aber, wo er sich „zu Hause“ fühlt, wohin ihm Niemand folgen kann, senkt er ruhig sein Haupt auf den Nacken des Pferdes.

Und auch das Pferd scheint zu wissen, daß sein Herr jetzt schläft, denn es schüttelt sich kein einziges Mal, um die Schlammfliegen zu vertreiben, die seine Haut bedecken; es weiß, daß es damit seinen Reiter erwecken würde und das wäre jetzt nicht nothwendig.

Jetzt bricht das Pferd durch ein Gestrüppe von zwerghaften Sumpfsweiden, aus dessen Finsterniß kleine, tanzende Flämmchen in ganzen Schwärmen hervorbrechen; sie tanzen von Halm zu Halm, von Baum zu Baum, und wiegen sich in der Luft, als ob sie die Flammen unsichtbarer Lampen wären; bald wachsen sie riesig an, fließen ineinander, trennen sich wieder; ihre Flamme verbreitet kein Licht im Dunkel, es ist bloß das Gespenst einer Flamme. Das sind die Irrewische, faulende Dünste faulender Körper.

Das Pferd stugt doch ein wenig beim Anblicke dieser flammenden Lichter; allein es hat dieselben gewiß schon öfter gesehen, und wie es den Tummelplatz derselben durchschreitet, scheint es doch, als kenne es

die Gewohnheiten derselben: wie sie an dem Thiere hinansteigen, wie sie demselben naheilen, wenn es ihnen einen Vorsprung abgewonnen, wie sie es umtanzen, an seiner Seite hineilen, über seinem Kopfe zusammenschlagen und das Thier von dem bekannten Wege abzulenken suchen.

Sie umflattern das Haupt des Pferdes und des Reiters wie eben so viele brennende Nachtfalter; eines derselben ist auf den Hut des Reiters geflogen und folgt den Bewegungen seines Kopfes.

Das Pferd schnaubt diesen Flammen entgegen, worauf diese auseinanderstieben. Aber von diesem Schnauben ist auch der Reiter erwacht; er blickt sich nach den Höllelichtern um, und als er nach seinem Hute greift, flackert der auf demselben befindliche Irrwisch hoch empor und springt auf seine Hand. Der Reiter spornet sein Pferd, um aus dem Kreise dieser Kobolde herauszukommen, allein dieselben verfolgen und umringen ihn in immer dichterem Schwärmen.

Bei einer Krümmung des Weges theilt sich der Schwarm dieser Grabeslichter, der größere Theil derselben verschwindet in der Luft, aber einige feurige Wächteraugen folgen dem Reiter fortwährend, und er sieht dieselben bald vor sich, bald hinter sich und bald an den Seiten hinfliegen.

Der Reiter zog den Zügel an und das Pferd leise auftreten lassend, begann er die ihn umflatternden Irrwische zu zählen.

— Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, also auch ein Siebentes ist da, das ist erst gestern zu den Uebrigen hinzugekommen.

Als er aus dem Dickicht herauskam, fuhr ein kalter Wind über die Haide, vor welchem alle diese

leuchtenden Gespenster in die Finsterniß zurückflogen und dort ihren Geisterreigen weiter tanzten.

Der Reiter schloß wieder ein. Der geheimnißvolle Heuschober war jetzt so nahe, daß er denselben unmittelbar erreichen konnte. Das Pferd aber umging den Platz im Halbkreise, bis es an einen runden Teich gelangte, der den Schober umgab. Am Rande des Teiches blieb es stehen und begann seinen Kopf zu schütteln, um den Reiter auf sanfte Art aus dem Schlafe zu wecken.

Dieser blickte auf, sprang aus den Bügeln, nahm dem Pferde Sattel und Zaum ab und klopfte demselben dann mit flacher Hand auf den Rücken.

Hierauf stürzte sich das Pferd in den Teich, dessen Fluth ihm bis an den Rücken ging und schwamm an's andere Ufer.

Warum nahm es diesen Weg nicht auf dem Trockenen? Warum gerade durch das Wasser?

Der Reiter kauerte sich unterdessen hinter das Gestrüpp, legte seine Flinte auf das Knie, untersuchte, ob der Feuerstein sich noch an den Zähnen befindet, ob kein Pulver aus der Pfanne gefallen und schaute dann regunglos dem forteilenden Pferde nach. —

Das Pferd war nämlich vorausgeschickt — als Spion.

Als es an's Ufer stieg, zog es den Schweif an sich, seine Mähnen sträubten sich, es spitzte die Ohren, seine Augen leuchteten, seine Rüstern erweiterten sich, langsam und vorsichtig schritt es dann weiter, senkte den Kopf zur Erde, wie ein spürender Jagdhund und stand von Zeit zu Zeit stille, um zu horchen.

An der Südseite des Schobers befand sich der Eingang zur Höhlung, welche von einer aus Ruthen geflochtenen Thüre bedeckt war, diese wieder war

derart mit Segge verflochten, daß sie genau die Farbe des Schobers hatte und Niemand selbst von der Nähe einen Unterschied wahrnehmen konnte.

Als das Pferd nahe an die Thüre kam, blickte es aufmerksam dahin, seine Mähne senkte sich auf die Stirne nieder und es begann dann an dem Schober zu schnuppern — an dem unteren Ende der Thüre befand sich eine Spalte, dort war also eingebrochen.

Wußte das Pferd auch, wer der Einbrecher war? Es nahm dies an dem Geruche wahr. Eine Wölfin hatte sich dort niedergelassen und Junge geworfen, die sie jetzt sicherlich säugt, sonst würde sie ohne Zweifel die Nähe des Pferdes bemerkt haben. Das Heulen der kleinen Wölfe drang hervor aus dem Schober.

Das Pferd ergriff mit den Zähnen die Thüre und riß sie mit einem plötzlichen Ruck aus ihrer Stelle.

Darauf sprang das Pferd zurück, stemmte die vier Füße vorwärts, hob den Kopf hoch in die Höhe, seine Mähne flatterte nach Rechts und Links, wie vom Winde bewegt.

Aus der Höhlung des Schobers aber schlich jetzt der Feind hervor, die magere, ausgehungerte Wölfin. Zuerst starrte sie mit ihren im grünlichen Schimmer leuchtenden Augen den Ruhestörer an und schien darüber nachzudenken, ob etwa dieser fertige Braten die Fortsetzung ihres Traumes bilde; drei ihrer Jungen hingen noch jetzt an ihren Brüsten und ließen sich von ihr schleppen. Dann gähnte sie mit weitgeöffnetem Rachen, stieß einen heisern Laut aus, welchen man bei Menschen für das Lachen der Schadenfreude hielt.

Das Pferd sah, daß der Feind sich mit dem

Angriff nicht beile, es ging daher näher auf ihn zu, neigte den Kopf zur Erde, näherte sich schrittweise und sah ihm kühn in die Augen; als dann die Wölfin auf dem Sprunge war, das Pferd anzupacken, machte dieses plötzlich Kehrt und stieß sie dabei so heftig an die Kinnlade, daß es ihr einen Zahn ausbrach.

Mit röchelndem Geheul rannte jetzt die Bestie auf das Pferd zu, aber dieses versetzte ihr zum zweiten Male einen solch' gewaltigen Stoß, daß die Wölfin ein Rad schlug in der Luft. Das machte sie noch wüthender; sie schlug die Zähne aneinander, mit blutigem Schaum vor der Schnauze fiel sie das Pferd zum dritten Male an, erhielt aber jetzt einen Stoß in die Rippen, der ihr die Seite aufschlugte; als ob dies nicht genug wäre, versetzte es ihr einen zweiten Stoß, durch welchen es ihr einen Vorderfuß zerbrach.

Nun gab die Wölfin den Kampf auf. Zerschlagen schleppte sie sich vom Kriegsschauplatz und erschien bald auf der Spitze des Schober's. Der Feigling! Er flüchtete sich vor dem siegreichen Feind auf eine Stelle, wohin dieser ihm nicht folgen konnte.

Das Pferd sprengte jetzt wiehernd um den Schober, als wollte es seinen Feind herunterlocken; allein dieser blieb oben und leckte seine Wunden aus.

Da blieb das Pferd einen Augenblick stehen, und mit einem stolzeren Blicke, als dessen der Mensch fähig, blickte es in die Höhe, wie fragend: „Du kommst nicht?“

Und plötzlich erfaßt es eines von den Jungen, welche aus dem Schober hervorkamen, zwischen die Zähne, schüttelte es unbarmherzig durch und warf es so heftig zur Erde, daß es sofort verendete.

Die Wölfin heulte bei diesem Anblick schmerzhaft auf.

Wieder hob das Pferd ein Junges auf und schleuderte es in die Luft.

Als es dann dieselbe Prozedur an dem dritten vornehmen wollte, da sprang die wüthende Wölfin mit erbittertem Grimm auf dasselbe nieder, faßte es mit ihren Krallen am Hals, allein ihr zerbrochener Fuß verhinderte sie, es fest zu umklammern, und sie fiel zur Erde nieder. Nun stampfte der Feind sie todt und bereitete den Jungen dasselbe Schicksal.

Stolz wieherte es dann auf, sprang noch einige Male um den Schober und ging darauf hübsch langsam an den Ort, wo es seinen Herrn verlassen hatte.

— Nun, Farao, geht nichts vor? sagte der Reiter, indem er sein Pferd an den Kopf küßte, was dieses zu erwiedern schien.

Das Kößlein antwortete auf die Frage mit verständnißvollem Wiehern und rieb seinen Kopf an der Hüfte seines Herrn.

Der Reiter band dann Sattel und Zügel zusammen und schwang sich so an der Mähne des Pferdes auf den nackten Rücken desselben. Das Pferd trabte lustig mit ihm an den gewohnten Ort; an der Höhlung des Schobers blieb es stehen, dort sprang der Reiter auf den Boden; das Pferd warf sich zu Boden und wälzte sich wiehernd und schnaubend im Heu, dann sprang es auf, schüttelte die Halme von sich und fing im dichten, saftigen Grase zu weiden an.

Der Zigeuner wurde von den Ueberresten des blutigen Kampfes gar nicht überrascht. Er mochte schon oft auf den Spuren seines Rosses einen zertretenen Wolf gefunden haben.

— Die Haut wird eine treffliche Bunda geben. Die alte ist ohnehin schon zerschliffen.

Da fiel ihm etwas ein.

— Das war ein Weibchen; da muß auch der Wolf in der Nähe sein — an einem sichern Orte:

Der Schober war ringsum mit Wolfsgruben umgeben in doppelter Reihe und zwar so, daß der Lücke, welche die zwei äußeren Gruben zwischen ~~fiel~~ ließen, die innere Wolfsgrube entsprach ~~fiel~~ ^{war}, was den beiden entging, in die dritte ~~fiel~~ ^{fallen} mußte. Die Bertheidigungsmoete waren mit Gras und Rohr leicht ~~bedeckt~~, welche mit der Zeit von Moos überzogen wurden und selbst einen Menschen hätten täuschen können.

Deswegen war das Pferd nicht direkt auf den Schober zugegangen. Dieser war eine befestigte Burg, welche nur einen Eingang, ein Thor hatte und zwar vom Teiche aus.

Die Wölfin war gewiß auch durch's Wasser herbeigeschwommen; das Männchen war nicht so klug und hatte sich in einer Grube gefangen.

Der Zigeuner bemerkte sofort, daß eine Grube eingebrochen sei und als er in die Tiefe derselben blickte, thaten ihm zwei rothglühende Augen kund, der Feind, den er suchte, sei hier unten.

— Hier bist Du gut aufgehoben, Kamerad, ich hole Dich schon morgen früh ab und bitte Dich um Dein Fell, wenn Du mir es geben willst. Gibst Du's, so ist's gut, wo nicht, nehme ich's. Das ist der Welten Lauf. Ich habe nichts, Du aber ja, ich brauche, Du nicht. Einer von uns Beiden muß für den Andern umkommen. Sei Du es.

Dann zog er der Wölfin die Haut ab, so lange sie warm, denn es gibt mehr Arbeit, wenn der Körper kalt geworden. Das abgezogene Fell spannte

er auf Leisten und hing es zum Trocknen auf. Die Aeser schleppte er an das Ende des Schobers und verscharrte sie dort. Dann legte er Feuer an, häufte trockenes Röhricht darauf und nahm aus seiner schmierigen Tasche Brot und Speck.

Als die flatternde Flamme ihm so in's Gesicht leuchtete, war dieses nicht um einen Grad sanfter, als jenes des Kannibalen, der seine Höhle eben usurpirt hatte.

Es war das Gesicht eines klugen, muthigen, schlauen und entschlossenen — Thieres.

„Entweder Du wirst mich fressen, oder ich fresse Dich.“ Das ist der Wahlspruch. „Du hast es und ich nicht; ich brauche es und Du nicht; gibst Du es, dann ist es gut, gibst Du's nicht, dann nehme ich's.“

Bei jedem Biß, den er in das Brot und den Speck that, konnte man dieses an seinem Gesichte, seinen zusammen schlagenden Zähnen, seinen gierigen Augen bemerken.

Für diesen Speck, dieses Brot wurde gewiß ein Preis gezahlt, wenn auch nicht mit baarem Gelde.

Mit Geld? Wie sollte auch der Zigeuner für Geld kaufen? Wenn er den blanken Thaler aus dem Sacke zöge, würde man ihn ja gleich fragen, woher er ihn genommen? Sobald er einen jener rothen Bankzettel vorwiese, würde man ihn ja gleich festnehmen und binden: „gewiß hat er Jemand erschlagen.“

Und doch hatte er Thaler und Banknoten genug.

Er zog sie aus seinem Ledergurt hervor und breitete sie beim Feuerscheine vor sich aus. Er beguckte die kuriosen Zeichen an den Banknoten des

Kaisers; er grübelte nach, denn er konnte nicht herausfinden, wie viel diese oder jene werth sein mochte.

Dann kehrte er wieder alle mit der Hand auf einen Haufen zusammen, vermischt mit Schneckenhäusern und Schilfkapseln.

Er trat in die Höhlung des Schobers und zog aus dem Heu einen großen ruhigen Kupfertopf hervor; dieser war schon zur Hälfte mit verschimmelten, rostigen Geldstücken gefüllt; er füllte auch das Uebrige mit zwei vollgehäuften Händen hinzu. Dann hob er den Topf, um zu sehen, mit wie viel er schwerer geworden war.

Ist er mit der Arbeit zufrieden?

Er versteckt den Schatz wieder in die Tiefe des Schobers; er weiß nicht, wie viel es sein mag.

Dann fängt er wieder an, das Brot und den Speck zu beißen und verzehrt beides vollständig. Sollte ihn für morgen schon ein fertiges Mahl erwarten? Oder pflegt er nur alle drei Tage einmal zu essen?

Dann streckte er sich auf's Gras hin und rief Farao zu sich.

— Komm' her und weide in meiner Nähe, damit ich höre, wie Du das Gras beißest.

Dann schlief er ruhig ein, als ob er das weichste Bett, das ruhigste Gewissen hätte.

Dezsö's Tagebuch.

VI.

Frühreise Früchte.

Anfangs wurde ich jeden Sonntag zu meinem hochwohlgebornen Herrn Better zum Mittagsmahle geladen; später ging ich auch ungeladen hin. Sobald die Schulstunden zu Ende waren, eilte ich hin.

Ich redete mir ein, die Besuche gelten meinem Bruder.

Auch darin fand ich eine Entschuldigung, daß ich in der Kunst Fortschritte machte und meine Zeit ausgezeichnet anwendete, indem ich Nachmittags von fünf bis acht Uhr meine Kousine Melanie beim Klavierspiel auf der Geige begleitete, während die Gesellschaft dabei tanzte.

Denn bei Balnokházy's gab's fast täglich große Gesellschaft. Sie bestand aus so verschiedenartigen Gesichtern, daß ich kein einziges im Gedächtnisse behielt. Lustige junge Herren und Damen, die sich gerne unterhielten. Getanzt wurde jeden Tag.

Hier und da war ich selbst so glücklich, daß jemand Anderer Melanie beim Klavier ablöste, so daß sie auch mit mir ein Tänzchen machen konnte.

Nie im Leben sah ich noch schöner tanzen. Sie schwebte förmlich über der Erde und verstand den Walzer mit einer Anmuth zu tanzen, wie Niemand vor und nach ihr. Diesmal war ausschließlich ich an ihrer Seite, wir konnten nicht einmal anders wohin blicken, als einander in's Auge. Die Quadrille liebte ich nicht so sehr; dort reicht man in einem fort Andern die Hand, wechselt die Tänzerin,

und was gehen mich jene andern Fräulein an? Ich dachte, Kousine Melanie freue sich ebenfalls ungemein darüber, worüber ich mich freute.

Wenn aber, selten genug, manchen Tag bei Hofraths keine Gesellschaft war, so mußte doch ein Tänzchen arrangirt werden. Zwei Tänzerinnen und eben so viele Tänzer konnte das Haus immer stellen: die schöne Hofrätthin und Fräulein Mathilde, die Erzieherin, dann Lorand und Peppi Gyali.

Dieser Peppi Gyali war der Sohn eines Wiener Hofagenten, sein Vater war ein sehr guter Freund Balnokházy's; seine Mutter war einst Ballettänzerin am Wiener Operntheater gewesen, was ich erst später erfuhr.

Pepi war ein sehr hübscher Junge „en miniature“, er ging mit meinem Bruder in eine Klasse, er war Jurist im ersten Jahre, aber nicht größer als ich. Seine Gesichtszüge waren zart und kindlich, sein Mund klein, wie der eines kleinen Mädchens; — nie im Leben fand ich einen ungewascheneren, verleumderischeren, als diesen schönen Mund.

Wie beneidete ich das gewandte Benehmen dieses kleinen Menschen, seine kühnen Wize, seine freie Tournure, die Sicherheit im Umgange mit den Frauen; während ich mich edig benahm, war er glatt, wie eine Schlange, was er angriff, vollendete er mit Geschicklichkeit, wo immer er stehen blieb, war seine Stellung eine plastische.

Ich fühlte es, daß man, um glücklich zu sein, diese Vorzüge besitzen müsse.

Nur verdroß es mich, daß er Melanien Komplimente machte; das hätte er lassen können.

Er hätte ja bemerken können, wie ich zu ihr stand.

Bei der Quadrille hatte er die Gewohnheit, in der fünften Tour, wenn die Herren zu ihren allein zurückgebliebenen Tänzerinnen zurückkehrten, vor mir zu Melanie zu eilen und mit ihr einen Rundtanz zu machen. Er hielt das für einen guten Spaß, und einigemal ließ ich es ihm hingehen. Einmal aber erfaßte ich seinen Arm und schob ihn bei Seite; ich war wohl erst Syntarist und er schon Jurist, trotzdem stieß ich ihn bei Seite.

Mit dieser meiner Heldenthat war nicht nur ich zufrieden, sondern dieselbe gereichte auch zu besonderer Befriedigung Melaniens. An diesem Abende tanzten wir bis neun Uhr, ich immer mit Melanie, Loránd mit ihrer Mutter.

Als die Gesellschaft auseinander ging, gingen wir noch miteinander in Loránd's Zimmer ins Erdgeschloß hinab und Pepi kam mit uns.

Ich dachte, er werde hier mit mir eine Schlägerei anfangen.

Er that es nicht, sondern lachte mich aus.

— Denke Dir nur, sagte er, sich auf Loránd's Bett werfend, der Junge ist eifersüchtig auf mich.

Auch mein Bruder lachte.

Es war auch lächerlich, ein Kind, das wegen eines anderen Kindes eifersüchtig ist.

Ich aber war nicht nur eifersüchtig, sondern auch ritterlich. Ich glaube irgend wo gelesen zu haben, daß man auf solchen Spott so antworten müsse:

— Mein Herr, ich kann es nicht dulden, daß Sie den Namen dieser Dame zum Gegenstande Ihres Spottes machen! Worauf das Gelächter sich verdoppelte.

— Ein liebenswürdiger Bursche, dieser Deszö! sagte Pepi, Du wirst sehen Loránd, wenn der ein-

mal rauchen lernt, so wird ein ganzer Othello aus ihm.

Diese Anspielung traf mich in's Herz; ich kannte den Genuß des edlen Ambrosium noch nicht, durch dessen Gebrauch man erst zum Manne wird, man weiß es ja doch, daß das Pfeifenrohr jene berühmte Linie bildet, welche das Kindesalter von der Mannheit trennt. Und ich wurde meines Nichtrauchens halber schon oft ausgelacht.

Ich mußte mich purifiziren.

Auf dem Tische meines Bruders stand die mit türkischem Tabak gefüllte Büchse; ich trat also statt aller Antwort auf den Tisch zu, füllte einen Tschibuk, brannte den Tabak an und begann zu rauchen.

— Aber Junge, das wird stark werden, spottete Pepi; nimm es ihm weg, Loránd, sieh' nur wie bleich er wird, er wird gleich in Ohnmacht fallen.

Gerade dieser Bemerkung wegen rauchte ich weiter, obwohl mich der Rauch schwindeln machte und mir die Haut von der Zunge biß; trotz alldem ließ ich den Tschibuk nicht aus den Zähnen, bis der Tabak nicht ganz ausgebrannt war.

Das war mein erstes und letztes Tabakrauchen.

— Trinke wenigstens ein Glas Wasser darauf, sagte Loránd.

— Ist nicht nöthig.

— Geh' also nach Hause, denn es wird finster.

In der That aber hatte ich ein Gefühl, als ob ich betrunken wäre.

— Hast Du noch Appetit? fragte Pepi spöttisch.

— Genug, um einen solchen Pfefferkuchen-Reiter, wie Du einer bist, zu verspeisen.

Loránd lachte hell auf über diese meine letzte Aeußerung.

— Ein Pfefferkuchen-Reiter! Das hat der Bursche gut gegeben.

Ich wurde ganz stolz darauf, daß ich meinen Bruder zum Lachen gebracht hatte.

Pepi aber wurde im Gegentheile jetzt sehr ernst.

— Geh' Alter! (Wenn er ernst mit mir sprach, dann nannte er mich „Alter,“ sonst „Kind.“) Du hast keine Ursache auf mich eifersüchtig zu sein, wenn's noch Loránd wäre! Wir brauchen, was schon reif ist. Wir machen nicht der Kleinen den Hof, sondern der Mutter. Wenn der alte Hofrath mit der Perrücke und dem gefärbten Schnurbart nicht eifersüchtig auf uns ist, so sei auch Du's nicht.

Ich erwartete, Loránd werde ihm für diese schändliche Verleumdung wenigstens eines auf den schönen Mund versetzen.

Statt dessen sprach Loránd bloß unwirsch zu ihm :

— Geh' doch! Vor dem Kinde. . . .

Pepi ließ sich nicht zur Ordnung weisen.

— Auch Dir, Kollega Dezsö, sage ich, Du wirst bei Melanie eine viel dankbarere Rolle haben, wenn sie erst verheirathet sein wird.

Das trieb mich schon wirklich fort.

Dieser Cynismus war meiner Seele ganz fremd.

Nicht nur mein Magen, sondern mein ganzes Gemüth scheute davor zurück.

Wie hätte ich die unendliche Schwere des Gedankens ermessen können: Loránd mache einer Frau den Hof, die einen Mann hat! Das hatte er in dem Kreise, in welchem wir erzogen wurden, nie sehen können. In unserer ganzen Vaterstadt wurde ein einziger ähnlicher Fall seit hundert Jahren als ewiger Skandal erwähnt, doch nur im Geheimen und

flüsternd, damit er jungfräuliche Seelen nicht beslecke; — der Mann oder die Frau hätten in unserer Stadt nicht verbleiben können, es hätte ja Niemand mehr ein Wort mit ihnen gewechselt.

Und Loránd war so verwirrt, als man ihm das vor mir sagte; er protestirte nicht und ärgerte sich nicht darüber. Wie unendlich schmerzte mich der Gedanke!

Ganz verwirrt kam ich zu Hause an. Die Gassenthüre war schon gesperrt, ich mußte durch die Thüre des Bäckerladens gehen. Ich wollte leise öffnen, damit die Klinge meine Ankunft nicht verrathe, aber Papa Fromm erwartete mich in der Thüre.

Er war sehr zornig und verstellte mir den Weg.

— Discipulus megligens! Weißt Du, wie spät es ist? Decem! Tagtäglich bis nach neun Uhr herumstreichen, hoc non pergit. — Scio, scio, was Du sagen willst. Du warst bei Hofrath's. Das ist mir unum et idem. Du mußt zu Hause bleiben und Deine Lektion lernen. Der andere „asinus“ sitzt schon seit Mittag in seinem Zimmer und „büßfelt“, so viel hat er zu lernen, Du aber hast noch nicht in's Buch geblickt, willst Du noch ein größerer Esel werden als er? Jetzt sage ich Dir's semel propter semper, der Karneval soll ein Ende haben. Gehe nicht mehr tanzen, denn wenn Du noch einmal Abends wegbleibst, ego tibi musicalo! Jetzt pergas, dixi!

Während dieser verdienten Lektion bewegte der alte Martin seine Kopfhaut auf und nieder; dann ging er mir mit der Kerze nach, um mir auf der Treppe bis zu meinem Zimmer zu leuchten und sang hinter mir einhergehend die lust'ge Strophe:

„Hab i Dir nit g'sagt,
Komm um halber acht?“

Und Du kommst mir jetzt um halber neun,
Jetzt ist der Vater z' Haus, kannst nimmer eini!"

Dann rief er mir noch nach: „Prosit, Herr
Bizeg'span!"

Ich hatte nicht den Muth, mich über ihn zu är-
gern; ich fühlte mich viel zu elend, als daß ich mit
Jemanden hätte zanken können.

Heinrich saß wirklich am Tische und büffelte
mit großer Hestigkeit; daß er's schon lange that, be-
wies die bereits ganz herabgebrannte Kerze.

— Servus Dezsö, sprach er gutherzig. Du
kommst spät und für morgen haben wir unendlich
viel zu thun. Ich habe meine Aufgaben schon fertig;
dann, als Du lange nicht kamst, fürchtete ich, Du
werdest Deine Arbeiten nicht vollenden können, und
so schrieb ich sie für Dich. Sieh' nach, ob sie gut
sind?

Ich war gedemüthigt.

Dieser untalentirte Bursche, auf den ich ver-
ächtlich hinabzusehen pflegte, dem ich spielend seine
Arbeiten machte, die er trotz Kopfzerbrechens nicht
fertig bringen konnte, vollendet jetzt das, was ich ver-
säumt habe. Was ist aus mir geworden?

— Und auch mit einer angenehmen Nachricht
wollte ich Dich überraschen, sprach Heinrich und zog
aus der Schublade etwas, was er in seiner Hand ver-
barg. Errathe, was ist das?

— Was kümmerts mich!

Ich war sehr mißgestimmt, es zog mich zu
Bette.

— Wie sollte es Dich nicht angehen? Von
Fanni ist ein Brief angelangt. Sie schreibt auch an
Dich in ungarischer Sprache, sie schreibt von Deiner
Mutter.

Dieses Wort brachte mich aus meiner Betäubung zu voller Besinnung.

— Zeige, gib ihn her, laß mich ihn lesen.

— Nicht wahr, Du freust Dich darüber.

Ich riß ihm den Brief aus der Hand.

Auf der ersten Seite war ein deutscher Brief an ihre Eltern, auf der andern schrieb sie mir ungarisch. Sie hatte große Fortschritte gemacht.

Was sie wohl schreiben mochte?

Sie schrieb, daß man zu Hause meiner stets gedenke und ich sei so schlecht, meiner Mutter nicht zu schreiben, während sie jetzt krank sei und ihre einzige Freude darin findet, von mir zu sprechen. So oft Fanni von ihren Eltern oder ihrem Bruder Briefe erhielt, schrieb sie selbst einige Zeilen in den geöffneten Brief in meinem Namen, so bringt sie ihn meiner guten Mutter und liest ihr ihn vor, als ob ich ihn geschrieben hätte; wie freuen die sich darüber! Sie kennen noch meine deutsche Schrift nicht und glauben leicht, es sei die meine. Doch möge ich schon so gut sein und endlich einmal selbst schreiben, denn man könnte auf den frommen Betrug kommen und würde uns Beiden darüber zürnen.

O! Mir brach fast das Herz!

Ich senkte meinen Kopf auf den Brief und schluchzte so bitterlich, wie nie früher im Leben.

O liebe, theure Mutter! Du Heilige, Du Märtyrerin! Die Du meinetwegen so viel leidest, so viel weinst und Dich grämst, während ich an Orte gehe, wo man die Frauen und Mütter verhöhnt. Wirst Du mir je verzeihen?

Nachdem ich mich ausgeweint hatte, wurde mir leichter um's Herz. Heinrich hob mich vom Boden auf, denn ich lag auf der Erde.

Jetzt lege ich mich gar nicht nieder. Ich wache

die Nacht hindurch, um alles Versäumte nachzuholen. Ich danke Dir für das, was Du für mich geschrieben, ich kann es aber nicht annehmen und werde es selbst machen.

— Das wäre Alles recht gut, lieber Dezsö, Du siehst ja aber, daß unsere Kerze zur Neige geht, die Großmutter aber schläft schon, so daß wir keine andere verlangen können. Wenn Du aber wirklich wach bleiben willst, geh in die Werkstätte hinab, dort arbeitet man die ganze Nacht hindurch, denn morgen ist Sonnabend; trage Tinte, Papier und die Bücher hinunter, dort kannst Du schreiben und lernen.

Ich folgte seinem Rathe. Ich ging auf den Flur, wusch mir beim Brunnen den Kopf, dann nahm ich meine Bücher und mein Schreibzeug, ging in die Backstube hinunter und bat Martin, er möge mir erlauben, bei der Lampe zu schreiben und zu lernen. Martin hechelte mich die ganze Nacht mit seinen höhnischen Einfällen, die Bäckergefelln stießen mich, vertrieben mich von meinem Plaze, sangen das bekannte Lied vom „Sauerteig“ und andere Gassenhauer, und bei Alledem schrieb und studirte ich bis zum hellen Morgen. Ich wurde auch mit Allem fertig.

Diese Nacht war, ich weiß es wohl, ein Wendepunkt in meinem Leben.

Zwei Tage später, am Sonntage, begegnete ich Pepi auf der Gasse.

— Nun Alter, kömmt Du heute zur kleinen Melanie? es gibt große Tanzprobe.

— Ich kann nicht, ich habe sehr viel zu lernen.

Pepi lachte laut. „Schön, schön, Alter!“

Sein Lachen that mir nicht mehr weh.

— Wenn Du aber Alles gelernt hast, wirst Du wohl kommen?

— Nein, denn dann muß ich an meine Mutter schreiben.

Irgend ein guter Geist mußte es diesem Menschen zugestüstert haben, bei diesem Worte nicht zu lachen, denn eine solche Ohrfeige hatte man ihm für seine künftigen Sünden noch nicht antizipirt, als ich ihm eine zugedacht hatte, obgleich ich erst Syntarist war und er schon Jurist im ersten Jahre.

(Schluß des ersten Bandes.)

Inhalt.

	Seite
I. Dessö's Tagebuch	5
II. Das Tauschmädchen	42
III. Mein hochwohlgeborener Herr Vetter	81
IV. Der Atheist und der Frömmeler	97
V. Die Höhle des Hannibalen	140
VI. Dessö's Tagebuch. Frühreife Früchte	153

Verst, Druck von Eduard Poldini senior, Herrengasse Nr. 7.